

Band 1241

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

## Der Mördermönch von Keitum



Band 1241 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal 2,00 €



4 191914 201358



# GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

## Die große Gruselserie von Jason Dark

**JOHN SINCLAIR 1241**

### **Der Mördermönch von Keitum**

Als großer Mantel umschlang die Dunkelheit mit ihren gewaltigen Armen die Welt.

Menschen legten sich zur Ruhe. Tiere suchten ihre Schlafplätze auf. Lichter erloschen. Stille breitete sich aus.

Aber nicht alles schlief.

Irgendwo gab es immer etwas, das wachte oder erwachte. Das Böse, das namenloses Grauen brachte.

Wie die Steinfigur, die im Garten des Hauses stand und zudem durch eine halbhöhe Mauer vor den neugierigen Blicken der Menschen geschützt war...

Sie war etwas Besonderes, obwohl sie einfach nur da war und sich nicht bewegte.

Wer sie tagsüber sah und nicht Bescheid wusste, der erschrak unweigerlich. Die meisten Menschen blieben stehen. Sie lugten scheu über die Mauer hinweg, sahen die hockende Figur und merkten dann, wie ihnen ganz allmählich ein Schauer über den Rücken rann, der sich sogar bis zum Nacken hin ausbreitete, um von dort den gesamten Kopf zu erfassen.

Sie strömte etwas aus, das keinen Beobachter unberührt ließ. Sie schimmerte in einem dunklen Grün, über das sich an verschiedenen Stellen grauer Schatten gelegt hatte und in die Täler der Falten hineingekrochen war.

Obwohl die Figur aus Stein bestand, war sie »angezogen«. Sie stellte einen Mönch dar, einen Kuttenmann, der hockte, kniete oder saß, so genau war das nicht zu erkennen. Die Kapuze war in die Höhe gezogen worden und über den Kopf gestreift, der allerdings nicht vorhanden war, denn wer diese Figur direkt anschaute, der sah in kein Gesicht, sondern in ein schwarzes ovales Loch hinein, das den Betrachter schauern ließ.

Es war die Schwärze. Nur die Schwärze. So schrecklich dicht. Ohne einen winzigen Lichtschimmer, und der Zuschauer konnte das Gefühl haben, dass das Gesicht von der Schwärze gefressen worden war.

Sie war auch in der Dunkelheit vorhanden. Noch dichter als diese selbst. Ein Fleck, umgeben von einer steinernen Kapuze. Ein Mönch, der verflucht war, weil er Gott verlassen und sich der Hölle zugewandt hatte und nun seine Strafe abbüßte. Für immer und ewig versteinert, als Warnung für die Menschen.

Er stand dort Tag und Nacht. Im Sommer und im Winter. Er war der Hüter und der Wächter zugleich. Nur ein Mönch aus Stein, aber niemand traute sich so recht, sich ihm zu nähern. Die Menschen hielten Abstand.

Der Mönch fror nicht, er schwitzte nicht. Er stand einfach nur

in diesem Garten als unheimlicher Wachtposten.

Und doch steckte etwas in ihm, das niemand sah. Es war da, es wartete. Es hielt sich verborgen, es lauerte, und es gab Zeiten, da drückte es sich hervor.

Wie eben in dieser Nacht!

Über Sylt hatte noch am Abend die Klarheit eines Sternenhimmels gelegen, doch der Wind aus Nordwest hatte die Wolken herbeigeschaufelt, die Sterne unsichtbar werden lassen, aber den Himmel nie ganz gefüllt, sodass hin und wieder an den noch blanken Stellen die Sichel des Halbmonds in einer kalten, gelblichen und fast leichenblassen Farbe die Blicke des Betrachters anzog.

Es war zu schwach, um der Erde seinen Glanz zu verleihen, aber auf irgendeine nicht ganz erklärbare Art und Weise erreichte es doch den kleinen Garten und damit die Figur des Mönches.

Sein steinerner Umhang erhielt eine andere Farbe. Die Schatten tauchten weg. Die Haut begann leicht zu glänzen, und vorn, wo sich die tiefe Schwärze des Ovals befand, kam es zu einer ersten Veränderung. Genau da regte sich etwas.

Die Schwärze verschwand. Sie zog sich zurück. Sie rutschte in die Tiefe hinein und schob etwas anderes, das dort verborgen gelauert hatte, nach vorn.

Rot!

Ein düsteres, unheimliches Rot. Vergleichbar mit dunklem Blut, aber trotzdem anders. In der finsternen Umgebung wirkte es vielleicht heller als gewöhnlich, aber dieses Rot war da. Es blieb. Es füllte das Gesicht aus. Es machte die Schwärze vergessen. Es war so schrecklich präsent. Es war einfach nur das kalte Grauen, obwohl sich innerhalb dieser Farbe keine Fratze und auch kein Gesicht abzeichnete.

Aber die Farbe bewegte sich. Sie zitterte. Fast ein Funkeln. Etwas Unheimliches drang hervor. Etwas, das nicht zu fassen war und sich auch ausbreitete.

Es erreichte den Boden und bedeckte das dort liegende Laub mit seinem rötlichen Schein.

Nichts bewegte sich an dieser Figur. Und doch wirkte sie in diesen Momenten so, als hätte sie noch einmal Atem geholt, damit sie ein paar Zentimeter wuchs.

In diesen Augenblicken schien der Wind hin und wieder Pausen einzulegen, um der anderen, der unheimlichen Macht oder Kraft, die sich in diesem Garten aufhielt, den nötigen Schub zu geben.

Wer genau hinhörte, der hätte auch das Geräusch vernommen, das plötzlich durch den Garten wehte und nur aus dem rot glühenden Gesicht des Mönchs stammen konnte.

Da war etwas.

Da steckte etwas in ihm.

Etwas Unerklärliches, das darauf wartete, sich freie Bahn zu verschaffen.

Wehe dem Menschen, der jetzt in diese Nähe kam.

Wehe ihm ...

\*\*\*

Die junge Bedienung in der Friesentracht trat an Nelly Beckers Tisch heran und legte die Rechnung neben den Teller, auf dem sich vor kurzem noch eine Salatkomposition befunden hatte.

»Sie hatten nach der Rechnung gefragt?«

»Ja, so ist es.«

»Bitte sehr. Das waren der Salat, das Wasser und der Grauburgunder.«

»Genau.«

Nelly Becker legte vierzig Mark auf den Tisch, verzichtete auf das Wechselgeld und dachte mit leichter Wehmut daran, dass die Zeiten der D-Mark in wenigen Wochen vorbei waren. Der Euro würde kommen. Dann wird alles um die Hälfte

billiger, dachte sie mit einem gewissen Galgenhumor, aber man würde sich auch an die neue Währung gewöhnen.

»Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Abend.«

»Danke, ich Ihnen auch.«

Nelly wartete einige Augenblicke, dann stand sie auf. Sie hatte an einem Einzeltisch gesessen und war sich etwas verloren vorgekommen. In der Gaststube saßen zumeist Paare oder Cliques, aber keine Einzelpersonen.

Nelly hatte es nicht anders gewollt. Sie war auch allein auf die Insel gefahren, um dort Abstand zu gewinnen. Sie brauchte einfach diese Woche, denn nur hier konnte sie durchatmen und hoffentlich auch vergessen, was passiert war.

Fünf lange Jahre hatte die Beziehung mit Thomas gedauert. Mit allen Höhen und Tiefen. Aber jetzt war es vorbei. Dahin. Nie mehr zu kitten. Jeder war seinen eigenen Weg gegangen. Thomas hatte sich längst eine andere Partnerin gesucht, aber Nelly war auf einer Zickzackbahn durch das Leben geirrt, bis man ihr geraten hatte, sich eine Auszeit zu nehmen und nachzudenken. Weg vom Berufsstress. Raus aus der Enge der Bank, mal tief durchatmen und Ruhe finden.

Sylt im Spätherbst war ideal. Und noch idealer war es, im schönsten Ort der Insel zu wohnen, in Keitum, in einem, sehr persönlich geführten Hotel, in dem man wunderbar entspannen und sich erholen konnte.

Dort konnte man allein bleiben, musste es aber nicht. Und Nelly hatte schon ein Ehepaar kennen gelernt, das mit seinem zweijährigen Sohn für eine Woche auf der Insel Urlaub machte. Sie waren tagsüber spazieren gegangen und hatten sich auch am Abend an der Hotelbar getroffen und über Gott und die Welt gesprochen.

Auch an diesem Abend waren sie verabredet. Allerdings erst später. Auf den Spaziergang nach dem Essen wollte Nelly auf keinen Fall verzichten. Es war kühl, aber nicht zu kalt. Es war einsam, aber nicht verlassen, und vom Watt her stiegen graue

Dunstschleier wie gewaltige Gespenster in die Höhe.

Nelly Becker freute sich auf den Spaziergang, aber zugleich fürchtete sie sich davor. Dann würden die Gedanken an Thomas wieder zurückkehren. Sie konnte ihn einfach nicht vergessen. Die Zeit der Trennung lag noch nicht lange genug zurück. Da brauchte es eine gewisse Zeit, bis sich die Wunde wieder schloss.

Noch im Lokal zog sie ihre mit Lammfell gefütterte Jacke an, die sie erst vor der Tür nachlässig schloss. Es reichte ihr, wenn sie den Schal um den Hals gewickelt hatte.

Nach der Wärme des Lokals tat ihr die Kühle der Nacht gut. Tief durchatmen. Den Blick nach oben richten. An den Autos vorbeigehen, die wie Tiere aus Metall auf dem Parkplatz standen, und sich nur auf das Knirschen der Schritte zu konzentrieren. Allein sein, tief durchatmen, die Luft genießen und die Stille.

Im Gegensatz zu den Sommermonaten hielt sich im Winter der Verkehr in Grenzen. Nur wenige Autos rollten in der Dunkelheit durch den Ort mit den kleinen Straßen und manchmal richtig engen Gassen, die so ein verwunschenes Flair ausstrahlten. Nelly hatte immer das Gefühl, in einer Märchenwelt zu sein. Obwohl sie öfter durch den kleinen Ort gegangen war, glaubte sie, ihn bei jedem Gang neu zu entdecken. Es war wie ein kleines Wunder, das sich einem Menschen immer mehr öffnete, je länger er sich damit beschäftigte.

Nelly hatte die Hände in die Taschen ihrer Jacke geschoben. Sie schlenderte dahin. Sie schaute mal zu Boden, dann wieder in die Höhe, um den Himmel zu sehen. Sie hielt ihr Gesicht gegen den Wind. Sie nahm den Geruch wahr, der für den Herbst so typisch war. Das feuchte Laub gab ihn ab, die Rinde der Bäume ebenfalls, aber es mischte sich auch ein anderer Geruch mit hinein.

In einigen Häusern loderte das Feuer in den Kaminen. Durch die Öffnungen der Schornsteine wurde der leichte Brandgeruch

geschickt, der sich ausbreitete und Nellys Nase traf. Sie mochte ihn und schmeckte ihn sogar auf der Zunge.

Er ließ sie immer an zu Hause denken, denn auch ihre Eltern hatten gern das Feuer im Kamin angezündet, und dieses Flair aus der Kindheit hatte Nelly nie vergessen.

Jetzt war sie 35. Hatte die Mitte des Lebens erreicht und merkte, dass es für sie noch immer mehr offene Fragen gab als Antworten. Die Beziehung war vorbei. Okay, im Beruf lief es ganz gut. In der Bank machte sie ihren Job gut, aber das war nicht alles im Leben.

Das war ihr wieder deutlich vor Augen geführt worden, als sie im Hotel mit der Familie Brass Kontakt bekommen hatte. Beide Eltern waren glücklich mit ihrem kleinen Max, obwohl er sie ständig auf Trab hielt, aber auch das gehörte dazu. Nelly war es fast schon schmerzlich zu Bewusstsein gekommen. Vor allen Dingen, weil sie allein durchs Leben ging. Ein Partner war schnell gefunden, aber auch ebenso schnell wieder weg. In ihrem Alter brauchte sie etwas, auf das sie sich verlassen konnte. Die Zeit des Schaukelns war vorbei.

Mit gesenktem Kopf schritt sie weiter. Die Stirn war gefurcht, als lägen dahinter die schweren Gedanken, und sie merkte plötzlich, dass sich in ihrem Hals wieder so ein verdammter Klumpen gebildet hatte. Zugleich fing sie an zu schaudern, und sie ballte in den Taschen ihre Hände zu Fäusten. Tief holte sie Luft. Nur jetzt nicht wieder die verdammten Tränen. Sie lohnten einfach nicht. Thomas hatte sie verlassen. Er würde nicht mehr zurückkehren. Es ging einfach nicht. Man konnte die Vergangenheit nicht zurückholen. So etwas war unmöglich. Man musste sich der Gegenwart stellen.

Aber es war schwer, so verdammmt schwer.

»Nein!«, flüsterte Nelly vor sich hin und trat heftig mit dem rechten Fuß auf. »Nein, ich will es nicht. Ich will mein Leben für mich in die Reihe bringen, verflucht!«

Ein Wagen bog vor ihr in die Straße ein und erwischte sie mit

seinem bleichen Scheinwerferteppich. Nelly zuckte unwillkürlich zur Seite und blieb neben dem Stamm einer Platane stehen. Auf die Insassen musste sie wie ein Gespenst wirken, aber der Wagen stoppte nicht und rollte an ihr vorbei.

Nelly ging weiter. Sie wusste nicht, in welcher Gasse sie gelandet war. Irgendwann würde sie wieder an einen bekannten Punkt kommen, und das Hotel hatte sie bisher immer gefunden.

Wieder durchlief sie eine schmale Straße. Rechts und links standen die typischen, mit Reet gedeckten Friesenhäuser, kleine Bauten, die sich in den Gärten regelrecht zusammen-duckten und zumeist hinter den vor Wind schützenden Steinmauern lagen.

Da der Oktober ungewöhnlich warm gewesen war, hatten die Bäume ihre Blätter noch nicht verloren. An manchen Zweigen hingen sie wie alte Lappen, und selbst der Sturm hatte nicht alle geschafft.

Manche flogen durch die Luft und taumelten wie übergroße Schmetterlinge dem Boden entgegen. Die Natur legte sich schlafen, und sie würde erst in einigen Monaten wieder erwachen.

Zuvor war Weihnachten.

Nelly biss sich auf die Unterlippe, als sie daran dachte. Das letzte Weihnachtsfest hatte sie noch zusammen mit Thomas verbracht. Es war sogar wunderbar gewesen. In diesem Jahr würde sie allein sein. Da bekam selbst eine Powerfrau wie sie romantische Gefühle. Sie war ja nicht der einzige Mensch, der unter einem derartigen Schicksal litt. So würde sie in den entsprechenden Lokalen zahlreiche Gleichgesinnte finden, um dort die Stunden des Heiligen Abends zu verbringen.

Vom Watt her krochen die ersten Dunsttücher auf das Land und wehten lautlos in den Ort hinein. Sie überschwemmten die kleinen Straßen, sie bedeckten die Häuser, sie krochen an den Wänden hoch und auch in die Gärten hinein. Es würde kein dichter Nebel werden, aber eben ein typischer Novemberdunst,

der einfach zu dieser Jahreszeit dazugehörte.

Die Welt versank in Grau, in Schwarz - und in Rot!

Nelly blieb stehen, als hätte sie einen Befehl bekommen. Es sah aus, als wäre sie in der Bewegung eingefroren. Sie schaute nach vorn, aber da war nichts.

Trotzdem hatte sie den roten Fleck gesehen. Das war wirklich alles andere als eine Täuschung gewesen, denn so tief war sie mit ihren Nerven noch nicht gesunken.

Noch im Stehen drehte sie langsam den Kopf nach links. In dieser Richtung hatte sie die farbliche Veränderung bemerkt. Nur um eine Winzigkeit musste sie den Kopf bewegen, um zu erkennen, dass sie sich nicht getäuscht hatte.

Da war etwas Rotes!

Plötzlich hatte sie ihre Grübelei vergessen. Das andere interessierte sie plötzlich, und sie ging zwei kleine Schritte schräg nach links. Eine Mauer stoppte sie. Im Sommer wuchsen daran die herrlichen Sylter Rosen. Jetzt breitete sich nur noch der kahle Strauch aus, der wie dünne braune Zigarren in die Höhe stand und seine Blätter verloren hatte. Nur die Reste der Rosen hingen noch von ihnen herab, auch sie hatten eine braune Farbtönung und schimmerten zugleich feucht.

Nelly Becker öffnete den Mund, ohne ein Wort zu sagen. Sie hörte nur, dass sie ein- und ausatmete und ihren Blick über die Mauer hinweg durch den Garten warf, wo es nur ein Ziel gab.

Das zum Grundstück gehörende Friesenhaus interessierte sie nicht. Es war einzlig und allein der rote Fleck, den sie als so schaurig empfand. Er vermittelte ihr eine fürchterliche Botschaft, obwohl nichts mit ihm passierte.

Er stand in der Dunkelheit.

Er bewegte sich nicht.

Nelly versuchte ihre Gedanken zu ordnen. Es musste eine Erklärung geben. Es hätte eine Laterne mit rotem Licht sein können. Seltsamerweise wollte sie daran nicht glauben, aber sie konnte auch nicht weitergehen, um das Hotel zu erreichen.

Das Oval bannte sie auf der Stelle.

Wie lange sie unbeweglich und einsam vor der Mauer gestanden hatte, wusste sie selbst nicht zu sagen. Irgendwann riss die innere Sperre auf, und sie setzte sich wieder in Bewegung.

Nicht in die normale Richtung. Nicht zum Hotel hin. Nelly ging an der Mauer entlang, als würde sie von unsichtbaren Händen geschoben. Kleine Schritte, und bei jedem Aufsetzen eines Fußes merkte sie ihren Herzschlag.

Dann stand sie vor einer kleinen Pforte. Sie war mehr zur Zierde angebracht worden, denn sie hielt niemand davon ab, das Grundstück zu betreten, wenn er es wirklich wollte.

Mit der rechten Hand fasste sie die Pforte an. Die Finger glitten daran nach unten und fanden einen Riegel, der nur zur Seite geschoben werden musste.

Auch das war für sie kein Problem. Mit dem Knie stieß sie die Pforte auf, die nach innen schwang und dabei leise Kratzgeräusche von sich gab. Laub wurde zur Seite gedrückt und knirschte unter ihren Sohlen, als sie das fremde Grundstück betrat.

Sie ging noch immer wie von einer Leine gezogen. Es gab nur ein Ziel für Nelly Becker.

Das rote Oval leuchtete ihr entgegen. Es war wie ein Magnet für sie.

Die Schuhe schleiften durch das Laub, das mit leichtem Rascheln in die Höhe flog. Auf Sträucher und Bäume achtete sie nicht. Wichtig war der rote Fleck, und je näher sie an ihn herankam, um so deutlicher nahm sie noch etwas anderes wahr.

Es war nicht nur der Fleck, der sich dort befand. Dazu gehörte noch etwas. Nelly nahm es als eine Umgebung wahr, die sich von der allgemeinen abhob. Das rote Oval war ein Teil einer bestimmten Umgebung, sogar einer Gestalt.

Sie sagte nichts. Sie dachte nicht, sie ging einfach nur auf dieses unheimliche Phänomen zu. Und sie spürte die Veränderung in der Nähe. Es wurde plötzlich kalt. Etwas drang durch

ihre Kleidung und ließ sich erst recht nicht von der Haut stoppen. Aber es war eine andere Kälte als die, die sie kannte.

Sie hatte nichts mit der Umgebung zu tun. Hier lief etwas ab, das ihr nicht gefallen konnte, aber sie wehrte sich auch nicht dagegen und schritt noch näher an das rote Oval heran.

Zum Greifen nahe war es jetzt. Sie hätte nur den Arm lang machen müssen und alles war ...

»Komm her!«

Nelly erschrak. Die dumpfe Stimme hätte auch aus einem Grab kommen können, aber sie war aus dem roten Zentrum erklungen. Nelly starrte hinein. Sie glaubte sogar, die Umriss eines uralten Gesichtes zu erkennen, war sich jedoch nicht sicher.

Dafür sah sie etwas anderes, das sie wie nebenbei registrierte. Das rote Oval war das Zentrum. Doch um es herum baute sich eine Gestalt auf. Ein Kuttenmann, einsitzender Mönch. Deutlich war der Umriss der Kapuze zu sehen und ebenso der Verlauf seines Gewandes. Sogar die Falten darin erkannte sie.

Eine Figur, in der etwas vor sich ging. Die vielleicht ausgehöhlt war, aber trotzdem ...

Ihre Gedanken stockten, denn Nelly sah etwas, das sie an ihrem Verstand zweifeln ließ. Zuerst hörte sie das Knirschen. So ein Geräusch entsteht, wenn Stein über Stein reibt, und hier konnte es nur einen Grund haben.

Die Figur vor ihr hatte sich bewegt. Sie bestand nicht mehr aus Stein. Er musste sich verwandelt haben, und plötzlich löste sich ein Schrei aus ihrer Kehle.

Zugleich erwischte sie eine fast schon unbeschreibliche Kraft, die gegen sie prallte und sie durchschüttelte. Sie schaffte es nicht mehr, sich dagegen zu wehren. Sie konnte nicht zurück, denn plötzlich war sie mit dem Boden wie verwachsen.

Vor ihr erschien der Mönch. Sie sah das Gesicht, sie starrte in den roten Schein, in dem sich etwas bewegte wie Schatten, die nicht still stehen konnten. Knochen? Alte graue Knochen

vielleicht?

Viel kam ihr in den Sinn, aber sie wusste nicht, ob das alles stimmte. Die Gedankengänge konnten nicht mehr normal geführt werden. Eine schon barbarische Kälte erwischte Nelly, die nicht mehr wusste, was mit ihr geschah.

Sie merkte nur, dass sie ging, aber nicht mehr Herrin des eigenen Willens war.

Jemand hielt sich an ihrer Seite auf. Das Gehör funktionierte noch, und sie glaubte, das Knarren einer Tür wahrgenommen zu haben. Dunkelheit umgab sie wieder. Aber anders als die draußen. Schatten tanzten plötzlich in der Finsternis. Sie glaubte auch, eine fremde und sehr schrille Musik zu hören, da aber hatte sie die Normalität bereits verlassen und war abgetaucht in eine andere und für sie unbegreifliche Welt, in der die normalen Regeln nicht mehr galten ...

\*\*\*

Zuerst huschte der Stuhl vorbei. Danach segelte der Schrank quer durch das Zimmer. Dann begann der Nachttisch zu tanzen, und das Fenster verwandelte sich in eine Welle.

»Scheiße auch!«, brachte Andy Brass mühsam hervor. »Das ist nicht gut. Die verdammten alten Pflaumen. Man sollte wirklich nicht zu viel von ihnen trinken ...«

Er lag auf dem Rücken und kam sich selbst vor wie ein Brett, das man ins Bett gelegt hatte.

Neben ihm lag Susan, seine Frau. Sie schlief tief und fest. Klar, sie hatte es auch besser gehabt als er. Ein Weinchen und ansonsten Wasser in der Bar zu trinken, das war okay. Aber die Kerle sind eben unvernünftig, und Andy hatte es noch zwei Stunden länger ausgehalten. Zusammen mit anderen Gästen, die ebenfalls an den alten Pflaumen Gefallen gefunden hatten.

Das Zeug schmeckte ja auch pervers gut. Flüssiges Obst in reinster Form und Vollendung. Dazu noch ein Bier, oder ein

zweites, aus der Flasche gedreht und nicht geschüttelt, das war schon was. Da konnte man leicht schwach werden.

Andy Brass war schwach geworden. Hätte ihn jetzt seine Frau so erlebt, sie hätte ihn ausgelacht. Aber sie schlief, Max, der Sohn ebenfalls, der von einem Gast Pampers-Rocker oder Sandkasten-Django genannt worden war. Zum Glück schlief der Kleine. Nur eben der Herr Vater lag wach und kämpfte mit den Nachwirkungen des Alkohols.

Noch immer starr im Bett liegend, ließ er die Stunden in der Bar vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Es war wie immer ein super Abend gewesen, obwohl es schon einen Wermutstropfen gegeben hatte.

Nelly Becker war nicht gekommen. Den Grund kannte Andy auch nicht. Dabei waren sie verabredet gewesen, doch sie hatte sich einfach nicht blicken lassen. Sie hatte essen und spazieren gehen wollen, um danach an die Bar zu kommen. Das war aber nicht passiert. Wahrscheinlich hatte die Müdigkeit sie übermannt. Jetzt lag sie wohl im Bett und schlief tief und fest, ganz im Gegenteil zu ihm.

Das ruhige Liegen auf dem Rücken hatte Andy gut getan. Die Möbel wehten nicht mehr an ihm vorbei und blieben jetzt auf ihren Plätzen. Andy hatte es auch geschafft, tief durchzuatmen. Zwar fühlte er sich noch immer wie ein Fremdkörper, aber jetzt kam noch etwas hinzu.

Der Durst.

Ein irrer Durst. Eine trockene Kehle, die unbedingt einen Schluck brauchte. Alles, nur nichts Alkoholisches. Darauf wollte er in den nächsten Tagen verzichten. Wenn er nur daran dachte, wurde ihm schon übel. Kein Alkohol. Und erst recht keine alten Pflaumen mehr.

Leider stand keine Flasche Wasser oder Limo am Bett. Um etwas zu trinken, musste er aufstehen.

Andy Brass wusste genau, dass dies zu einem Problem werden konnte. Deshalb bewegte er sich überaus vorsichtig. Nur

keine Hektik. Nicht dass plötzlich der Mageninhalt in die Kehle stieg, um sich ein Stück weiter freie Bahn zu verschaffen.

In dieser Lage verfluchte Brass die alten Pflaumen und beneidete seine Frau, die so herrlich ruhig im Bett lag und den Schlaf der Gerechten schlief.

Als er endlich saß, atmerte er zischend aus. Hinter ihm bewegte sich Susan. Sie murmelte etwas im Schlaf vor sich hin, wachte aber nicht auf, ebenso wenig wie der kleine Max. Er lag in einem Kinderbett, das in das Zimmer gestellt worden war.

Andy Brass blieb länger auf der Bettkante sitzen, weil er davon ausging, dass es nur die Ruhe bringen konnte. Sein Kopf würde zwar nicht »dünner« werden, aber er würde einiges in den Griff bekommen - hoffte er zumindest. Es war nicht sein erster Rausch, aber so schlimm hatte es ihn schon lange nicht mehr erwischt.

Er kam schließlich hoch und fühlte sich dabei wie um 30 Jahre gealtert. Dabei war er erst 42. Der Körper schien mit Gewichten behangen zu sein, und mit tappenden Schritten durchquerte er das Zimmer. Das Licht wollte er nicht einschalten. Er wusste ja, wie er zu gehen hatte, ohne sich irgendwelche Beulen zu holen.

Die Tür zum Bad war leicht zu finden. Zwar schleifte er zwei Mal an der Wand entlang, aber das ließ sich verkraften. Erst hier machte er Licht und hatte das Gefühl, eine Explosion zu erleben, die quer durch seinen Kopf zuckte.

Mit einer schwachen Drehung schaffte Andy es, das Waschbecken zu erreichen. Dort stemmte er sich für einen Moment mit beiden Händen gegen den Rand. Sein Kopf fühlte sich noch immer doppelt so dick an, aber er wusste, dass er da durch musste. Da kannte er keine Verwandten. Wenig später rauschte das Wasser und floss über seine Hände, die er drehte, sodass es auch hineinfließen konnte. Danach klatschte er sich das kalte Wasser gegen das Gesicht. Er beugte sich noch tiefer,

löschte seinen Durst und blieb auch weiterhin unter dem kalten Wasser.

Allmählich fühlte er sich besser. Besonders, weil er es geschafft hatte, den ersten Nachdurst zu löschen. Und die Druckstellen im Kopf waren auch weniger geworden.

Andy Brass richtete sich wieder auf. Auch ein Teil der Haare war nass geworden. Mit dem Handtuch fuhr er darüber hinweg. Das Tuckern im Kopf hielt sich jetzt in Grenzen. Er konnte etwas besser durchatmen. Die Knie waren auch nicht mehr so weich, aber jetzt brauchte er etwas anderes. Frische Luft.

Es war einfach zu warm im Zimmer. Dazu zählte er auch das Bad. Das Wasser mochte gut gewesen sein, aber die frische Luft war jetzt noch wichtiger. Leider gab es im Bad kein Fenster. Um frische Luft zu bekommen, musste er wieder zurück in das Zimmer.

Diesmal ging er besser. Kein Schwanken mehr, kein Stöhnen, und auch der Durst war verschwunden. Er betrat das Zimmer, in dem Frau und Sohn auch weiterhin schliefen, dann drehte er sich nach links und ging mit kleinen Schritten auf das Fenster zu.

Der Ausblick war nicht berauschend. Im Sommer bestimmt, denn da leuchteten die Buschrosen; doch jetzt im Winter wirkte alles kahl und wie abgefressen.

Brass zog das Fenster auf.

Die frische Luft war eine Wohltat. Sie umfächerte sein Gesicht, er atmete tief durch, und er spürte auch keinen kalten Wind. Für den Monat November war es eigentlich ein wenig zu warm, aber es war kalt genug, um ihn zu erfrischen. Die Kühle sollte ihm den Kopf frei blasen.

Beide Fensterhälften drückte er nach außen und stemmte dann die Hände auf die Fensterbank. Er schloss die Augen, blieb sekundenlang so stehen und störte sich auch nicht daran, dass die Kälte allmählich durch den Stoff seiner Schlafanzugjacke drang und auf der nackten Haut einen Schauer hinterließ.

Das hier war immerhin besser als im Bett zu liegen und gegen die Nachwehen der alten Pflaumen anzukämpfen.

Andy stöhnte auf.

Es tat ihm gut. Es war alles besser, als im Bett zu liegen und vor sich hin zu starren. Selbst der Magen hatte wieder seine Ruhe gefunden. Er musste auch nicht mehr aufstoßen.

Die Luft war herrlich. Tief atmete er sie immer und immer wieder ein. Andy richtete sich auf. Er öffnete wieder die Augen und schaute hinaus. Es war sehr dunkel um das Haus herum. Weiter rechts sah er einen Lichtschein, der allerdings vom leichten Dunst aufgesaugt wurde. Die laublosen Büsche ragten vor ihm hoch. Sie sahen aus wie dünne, starre Finger. Vor dem Fenster zog sich ein plattierter Weg entlang.

Von dort hörte er das Geräusch!

Es kam von der rechten Seite. Zuerst wusste er nicht, wie er es einordnen sollte. Er vernahm ein Schleifen, vielleicht auch das Knistern von altem Laub, dann fiel ihm ein, dass es Schritte sein könnten, die auf ihn zutappten.

Sein Kopf war noch immer benebelt. Er hatte Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. So dauerte es etwas länger, bis ihm bewusst wurde, dass sich außerhalb des Hauses jemand bewegte.

Um diese Zeit?

Er drehte den Kopf!

Zuerst sah Andy Brass nichts. Es dauerte Sekunden, bis er die Bewegung in der Dunkelheit wahrnahm.

Plötzlich fror er nicht mehr, als er die Gestalt sah, die durch die Nacht schllich. Das war kaum zu fassen. Es passte einfach nicht. Bei den Geräuschen hatte er an ein Tier gedacht, aber was er jetzt sah, besaß die Umrisse einer menschlichen Gestalt.

Sie bewegte sich auf dem Weg dicht an der Hauswand entlang und an den Fenstern der anderen Zimmer vorbei.

Dem einsamen Zuschauer kam sie vor wie eine Nebelgestalt, die aus dem Dunst geboren war und nun ihr Ziel suchte. Sie

ging nicht normal. Trotz der Dunkelheit sah er, dass sie schwankte. Trotz dieser Bewegungen kam ihm nicht in den Sinn, es mit einem Betrunkenen zu tun zu haben. Nein, das passte einfach nicht.

Der genossene Alkohol hatte für einiges gesorgt, aber nicht dafür, dass ihm der Sinn für bestimmte Merkmale abhanden gekommen war. Zum ersten Mal verspürte Andy Brass das bedrückende Gefühl der Furcht, das in ihm aufstieg und sich auch außen ausbreitete. Er merkte, wie sein Herz schneller schlug, wie er die Kälte nicht mehr spürte und ihm das Blut in den Kopf stieg, sodass ihm heiß wurde.

Die Umgebung kam ihm noch stiller vor, und deshalb hörte er das Schlurfen der Schritte noch deutlicher. Er sah ein blasses Gesicht und hörte das unheimlich klingende Stöhnen.

Und dann war die Gestalt so nahe an ihn herangekommen, dass er sie erkennen konnte.

Andys Augen weiteten sich. Er schalt sich einen Narren. Er sah sich als verrückt und durchgedreht an, denn er hatte plötzlich erkannt, wer sich auf dem Weg näherte.

Es war Nelly Becker!

\*\*\*

Andy Brass stand noch zwei Sekunden unbeweglich. Dann zuckte er zurück, packte beide Fensterhälften und rammte sie zu. Es kümmerte ihn nicht mehr, ob er dabei Geräusche machte oder nicht und seine Familie wach wurde. Er hatte instinkтив gespürt, dass mit Nelly Becker etwas nicht stimmte und sie nicht die Frau war, die er kannte.

Am liebsten wäre er mit einem Sprung wieder zurück ins Bett gehechtes. Es war nicht möglich. Er stand starr auf der Stelle und wartete darauf, dass etwas geschah.

Und es passierte wirklich etwas. Von der rechten Seite her schob sich die Gestalt auf das Fenster zu. Hatte er bis jetzt

noch Zweifel gehabt, dass sie es tatsächlich war, so wurde er nun davon überzeugt. Er hatte es tatsächlich mit Nelly Becker zu tun.

Sie war die einsame Wanderin durch die Nacht, und sie erreichte das Fenster, vor dem sie stehen blieb.

Auch Andy ging nicht weg. Etwas zwang ihn, auf der Stelle stehen zu bleiben und nach vorn zu schauen. Durch die Scheibe in die Dunkelheit hinein, die hinter dem Fenster lag, aber nicht so stark war, als dass sie das Gesicht der Person völlig hätte verdecken können. Es war Nelly! Aber sie sah anders aus. So bleich wie eine Tote. Mit Schatten im Gesicht, in dem sich jetzt etwas bewegte. Es steckte ihnen in der Haut. Es drückte sie nach vorn und ließ das Gesicht so aussehen, als wäre es von einer Gummihaut überspannt worden. Nelly öffnete ihren Mund! Brass nahm unwillkürlich den Kopf etwas zurück. Er hatte das Gefühl, dass Nelly das Fenster zerstören und ihn angreifen wollte. Das passierte nicht, aber Nelly Becker drückte ihr Gesicht direkt von außen her gegen die Scheibe, sodass beide Gesichter nur eine Handlänge voneinander entfernt waren. Sie starnten sich an.

Wieder dachte Andy Brass an Flucht, aber er konnte nicht. Der Anblick der Frau bannte ihn auf der Stelle. Instinkтив wusste er, dass mit ihr etwas geschehen war, doch er konnte nicht sagen, welches üble Schicksal sie erreicht hatte.

Da gab es was ...

Sie grinste plötzlich. Es war ein widerliches Grinsen. Sie zog dabei ihren Mund in die Breite, sodass er auf eine Fratze schaute. Im Mund bewegte sich etwas und schob sich dann hervor. Es war eine lange Zunge, die mit ihrer Spitze die Scheibe von außen berührte wie eine Schnecke, die an der Hauswand in die Höhe gekrochen war. Selbst eine Speichel-spur blieb zurück, und Andy nahm dieses Bild einfach als widerlich hin.

Aber es passierte noch mehr. Die Bewegungen unter der Haut

gingen weiter. Das gesamte Gesicht erhielt einen entstellten Ausdruck. Es bildeten sich Beulen, kleine Mulden und auch Falten. Es war einfach widerlich anzusehen.

Die Augen traten aus den Höhlen. Das Gesicht wurde vor die Außenseite der Scheibe gepresst, und von beiden Seiten näherten sich ihm die Hände, deren Finger dann in die Haut hineingriffen. Sie quetschten sie an zwei Stellen zusammen, hielten sie dort fest, und einen Moment später riss die Haut in verschiedene Richtungen weg.

Brass konnte nicht glauben, was er sah. Selbst ohne seine Brille war es an Deutlichkeit nicht zu übertreffen. Das Gesicht war von der Haut befreit worden, und darunter kam das zum Vorschein, was sie bisher verborgen gehalten hatte.

Andy glaubte, endgültig durchzudrehen. Dass er nicht schrie und wegrannnte, darüber wunderte er sich selbst. So blieb er stehen, um das zu sehen, was hinter der Scheibe ablief.

Nelly Becker riss sich die Haut vom Gesicht. Zumindest sah es so aus. Was er dann sah, war einfach ekelhaft. Andy glaubte, sich in einem Horrorfilm zu befinden, denn innerhalb des Gesichts bewegten sich schleimige, feuchte Würmer. Erst jetzt begann er zu schreien!

\*\*\*

Jemand rüttelte an seiner Schulter. Er hörte die Stimme seiner Frau. »He, Andy, was ist los? Was hast du? Mein Gott, was ist denn mit dir passiert? Hast du geträumt?«

Andy Brass lag auf dem Rücken. Er hielt den Mund weit offen. Er atmete ein und aus. Seine Augen waren verdreht. Auch ohne in den Spiegel zu schauen, wusste er, dass er mehr einem Monster glich als einem Menschen.

Es war auch nicht mehr dunkel im Zimmer. Susan hatte das Licht eingeschaltet. Sie saß jetzt im Bett und hatte sich zu ihrem Mann hingebugt, der zitternd und schwer atmend im

Bett lag und nicht wusste, wie er dort hineingekommen war.  
Er fühlte die Hand seiner Frau, die über sein Gesicht strich.  
»Himmel, du bist ja völlig verschwitzt.«

Andy hielt die Hand fest. Von Max war nichts zu hören. Er war einfach am Abend platt gewesen und würde bis zum Morgen durchschlafen. Selbst die Veränderung störte ihn nicht.

»Ich habe sie gesehen, Susan.«

Seine Frau strich Haare aus ihrer Stirn. »Bitte, wen hast du gesehen, Andy?«

»S ... sie ...«

»Wen denn?«

»Nelly! Nelly Becker.«

»Na und?«

Andy musste lachen. »Was heißt na und? Ich habe sie gesehen. Sie ...sie ... war hier.«

»Unsinn. Hier im Zimmer war niemand.«

Er drückte Susans Hand noch fester.

»Ich habe auch nicht vom Zimmer gesprochen. Ich sah sie hinter dem Fenster. Da stand sie. Sie war so anders, so bleich, und dann platzte ihr Gesicht auf. Die Haut verschwand. Weißt du, was dort zum Vorschein kam?« »Nein!«

»Würmer«, erklärte Andy stöhnend. »Kleine, schreckliche und widerliche Würmer.«

Susan Brass sagte nichts. Ihr Mann spürte nur, wie sie ihre Hand aus seiner Faust zog, sich etwas zurücksetzte und dann einige Male den Kopf schüttelte. »Würmer?«

»Wenn ich es dir doch sage!« Susan strich das blonde Haar zurück, das durch das Liegen zerzaust war. »Nein, Andy, nein. Komm mir nicht mit so etwas. Du weißt genau, dass ich mich davor ekle.«

»Aber ich habe sie gesehen, verdammt! Sie krochen aus dem Gesicht hervor. Sie haben unter der Haut gelauert. Das Gesicht brach plötzlich auf. Die Haut zerplatzte und ...«

»Hör auf damit. Du hast geträumt. Wie war das noch mit der

alten Pflaume?«

»Scheiße, ja. Aber das hat nichts damit zu tun.«

»Du bist doch nicht nüchtern gewesen.«

»Nicht, als ich ins Bett ging. Da war mir auch übel. Ich bin dann noch mal aufgestanden. War im Bad ...« Er begann, seiner Frau zu erzählen, was er erlebt und auch erlitten hatte.

Susan saß im Bett, hatte den Kopf gedreht und starre ihn nur an. Sie schüttelte den Kopf. Dabei tippte sie ein paar Mal mit dem Finger gegen ihre Stirn und bemerkte auch, dass Andy immer wieder ängstlich in Richtung Fenster schielte.

Schließlich war sie es Leid. Schwungvoll warf sie die Decke zurück und stand auf. Im Dunkeln huschte sie auf das Fenster zu, denn sie hatte ihre Nachttischlampe ausgeschaltet. Auf keinen Fall wollte sie durch irgendwelches Licht abgelenkt werden. Sie schaute durch die Scheibe. Ihr Mann saß im Bett und sah wie ein Häufchen Elend aus. Er litt noch immer unter seiner Angst. In der Erinnerung kam ihm alles noch schrecklicher vor.

»Da ist nichts, Andy.«

»Jetzt nicht mehr.«

Susan schaute kurz zu ihm. Dann öffnete sie das Fenster. Der Schwall kühler Nachtluft tat gut, als er sich im Zimmer verteilte. Andy wollte seine Frau warnen, es war bereits zu spät. Sie hatte sich weit aus dem Fenster gebeugt, drehte sich mal nach rechts, dann auch nach links, um die Umgebung zu beobachten.

Andy Brass entspannte sich etwas, als er sah, dass seine Frau nicht angegriffen wurde. Nach einer Weile zog sie sich zurück und schloss das Fenster.

»Und? Hast du was gesehen, Susan?«

»Nein, natürlich nichts.«

Brass stöhnte auf.

»Das war Schwachsinn, Andy.« Susan ging wieder auf das Bett zu und schüttelte den Kopf. »Effektiver Schwachsinn. Du

hast dir da was eingebildet. Glaube es mir.«

»Habe ich nicht.«

»Doch, das hast du!«

»Nein, was ich ...«

»Sei nicht so laut, sonst wird Max wach...«

Der Kleine brauchte gar nicht wach zu werden. Er war bereits erwacht, und so etwas war bei ihm immer mit Quengeln verbunden.

»Da siehst du, was du angerichtet hast.«

Andy hörte den Vorwurf, aber er achtete nicht weiter darauf. Seufzend ließ er sich zurücksinken.

Susan konnte sagen, was sie wollte. Sie konnte ihn auch für verrückt und übergeschnappt halten. Aber er wusste sehr genau, was er gesehen hatte. Daran gab es nichts zu rütteln. So betrunken konnte er gar nicht sein, und er wusste auch, dass die Sache für ihn noch längst nicht erledigt war ...

\*\*\*

Vier Tassen Tee. Zwei Aspirin. Etwas Müsli, ein wenig Obst, aber keinen Fisch, so sah Andys Frühstück einige Stunden später aus. Er saß allein am Tisch. Seine Frau und der Junge waren zu einem Spaziergang aufgebrochen. Dazu fühlte sich Andy nicht in der Lage, obwohl der Gang durch die frische Luft sicherlich gut gewesen wäre.

Allerdings gab es noch einen anderen Grund, der ihn im Hotel festhielt. Er wollte mit dem Besitzer Claas Claasen darüber reden, was in der vergangenen Nacht passiert war.

Claasen würde Verständnis zeigen, denn von ihm wusste Andy Brass, dass sich auf der Insel in den letzten Jahren einige Dinge ereignet hatten, die normal nicht zu erklären waren. Claasen hatte auch nur vage Themen angerissen und sich ansonsten mit Kommentaren zurückgehalten. Vor dem Frühstück hatte Andy bereits bekannt gegeben, dass er mit dem

Hotelier sprechen wollte, und Claasen würde in den Frühstücksraum kommen, sobald es seine Zeit erlaubte.

Andy Brass hatte sich in den angebauten Teil gesetzt, der mehr einem Wintergarten glich. Auf dem Holzboden lag ein blauer Teppich, er sah eine alte Standuhr aus Bornholm an der Wand stehen und konnte ansonsten in den kleinen Sommergarten schauen, in dem die Gäste bei schönem Wetter das Frühstück einnahmen.

Zu dieser Zeit sah der Garten etwas traurig aus, obwohl der Himmel an einigen Stellen blaue Lücken zeigte, aus denen ein paar Sonnenstrahlen ihren Weg nach unten fanden.

Die Tabletten hatten geholfen. Möglicherweise auch der Tee, aber topfit fühlte sich Andy nicht. Er saß da in seinem karierten Hemd, der blauen Jeans und sinnierte vor sich hin. So schaute er durch die Glaswand, ohne den Garten eigentlich richtig wahrzunehmen. Er versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bekommen, was ihm leider nicht gelang. Zu sehr rutschten sie ihm weg. Von einer klaren Linie konnte da beim besten Willen keine Rede sein.

Er trank auch den letzten Rest Tee, und eine Kellnerin huschte heran, um sich zu erkundigen, ob sie etwas für ihn tun konnte.

Andy schaute die Frau mit den weizenblonden Haaren an, die ihn so freundlich anlächelte. »Nein, lassen Sie mal, ich komme schon zurecht. Ich warte hier nur noch auf den Chef.«

»Den habe ich vorhin gesehen.«

»Wunderbar. Dann wird er ja gleich bei mir sein.«

Die Bedienung zog sich wieder zurück, und Andy beschäftigte sich erneut mit seinen Gedanken. Diesmal klappte es besser. Er konzentrierte sich auf Nelly Becker, und nach ihr würde er sich bei Claas Claasen erkundigen.

Lange musste er nicht mehr warten. Er hörte die Echos der Tritte auf dem Holzboden und danach ein Räuspern, das bereits dicht neben ihm erklang. Der Hotelier war da. Er setzte sich

auf den Stuhl und schaute seinen Gast durch die Gläser seiner Brille an.

»Pardon, aber an diesem Morgen kam wieder eins zum anderen. Zu viele Telefonate. Aber jetzt bin ich hier.«

Andy nickte nur. Er schaute den Mann an, dessen Haar etwas lichter geworden war. Aber die Herzlichkeit und das Lächeln waren aus seinem Gesicht nicht verschwunden.

»Ich hoffe, dass Sie mir helfen können, Herr Claasen.«

»Mal sehen.«

Andy Brass fuhr über sein dunkelblondes, kurz geschnittenes Haar. »Sie haben mir ja von Vorgängen berichtet, die hier passiert sind und ...«

»Ach.« Claasen lachte. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Die sollten Sie nicht so ernst nehmen.«

»Warum nicht? Entsprechen Sie nicht den Tatsachen?«

Claasen zuckte etwas verlegen mit den Schultern. »Das schon. Aber sie sind nicht für jeden bestimmt.«

»Und Sie haben zwei Mal Hilfe bekommen, nicht?«

»Ja, von einem Mann namens John Sinclair. Er ist Engländer und so etwas wie ein Geisterjäger. Der hat mir tatsächlich geholfen, und ich muss gestehen, dass ich ihm dafür dankbar bin.«

»Das Unerklärliche hat es aber gegeben?«

»Man muss es so sehen«, gab der Hotelier zu.

»Das wollte ich nur wissen.«

Claasen hob den Blick. »Hatten Sie vor, mit mir über diese Geschichten zu reden?«

»Nein, das hatte ich nicht. Ich wollte mich nur noch mal vergewissern, weil ich Sie auf etwas ansprechen möchte, das mir in der letzten Nacht widerfahren ist. Es hat nichts mit den alten Pflaumen zu tun, die ich an der Bar getrunken habe. Haben Sie etwas Zeit, um mir zuzuhören, Herr Claasen?«

»Natürlich. Deshalb sitze ich hier.«

»Super. Dann hören Sie bitte mal zu. Zuvor hätte ich eine

Frage. Haben Sie heute schon Frau Nelly Becker gesehen?«

»Nein, nicht hier im Hotel.«

»Dachte ich es mir.«

»Wieso? Hat sie etwas damit zu tun?«

»Sie ist die Hauptperson.«

»Ach.«

Andy Brass wusste noch immer nicht, ob Claasen ihm glaubte oder nicht. Er ging davon aus, dass er es tat, und kam danach ohne Umschweife zur Sache.

Der Hotelier hörte zu. Das Lächeln verschwand sehr schnell aus seinem Gesicht. Stattdessen runzelte er die Stirn, stellte aber keine Zwischenfragen. Erst als Brass seinen Bericht beendet hatte, atmete Claas Claasen tief durch.

»Jetzt wissen Sie alles.«

»In der Tat.«

»Und?« Andy schaute sein Gegenüber scharf an. »Glauben Sie mir? Oder denken Sie, dass ich irgendwelchen Mist erzählt habe?«

»Nein, nein, ich glaube Ihnen.«

Mit dieser Antwort hatte Andy auch nicht gerechnet. Seine Frage klang skeptisch. »Ach, Sie glauben mir wirklich?«

Claas Claasen ging nicht darauf ein. »Nun ja, Herr Brass, lassen Sie uns erst mal nachdenken.« Claasen schaute auf den Teller, der in seiner Nähe stand. »Es geht, wenn mich nicht alles täuscht, um Nelly Becker, die Sie gesehen haben.«

»Genau.«

»Und Sie sind sicher, dass Sie sich nicht geirrt haben?«

»Hundertprozentig. Ich war nämlich nicht betrunken. Mir ging es zwar nicht top, aber ich weiß genau, was ich gesehen habe und was nicht. Es war Nelly Becker, und deren Gesichtshaut platzte weg. Aus dem Gesicht drangen dann Würmer.«

Der Hotelier ging nicht näher darauf ein. Er fragte nur: »Wie gut kennen Sie Frau Becker? Oder kennen Sie Frau Becker?«

»Nicht besonders gut. Meine Frau und ich haben sie hier im

Hotel kennen gelernt. Sie hat uns auch drei Mal begleitet, als wir mit dem Kurzen spazieren gingen. Sie war einsam und brauchte jemanden, mit dem sie reden konnte. Hinter ihr lag eine in die Brüche gegangene Beziehung, an der sie schwer zu knacken hat.«

»Finden Sie, dass sie psychisch trotzdem okay war?« »Ja, Herr Claasen - ja.«

»Und was denken Sie jetzt?«

Es gefiel Andy nicht, dass sein Gegenüber sich so wenig kommunikativ zeigte. Er hatte sogar das Gefühl, dass der Mann seine Ansichten relativierte, aber davon wollte er jetzt nicht anfangen. »Doch, sie war okay. Ich habe Ihnen alles erzählt, weil ich weiß, dass hier Dinge vorgefallen sind, die nicht so in die Regel passen, wie Sie selbst erzählt haben. Hier auf der Insel scheint es wirklich unheimliche Dinge zu geben. Alte Geschichten, die sich über lange, lange Zeit gehalten haben und ...«

»Das ist alles richtig. Der Geisterglaube war hier stark verbreitet. Noch heute können Sie an einigen Häusern die Zeichen sehen. Da sind vor den Türen Kreuze aus Stein in den Boden gedrückt worden, um die bösen Geister abzuhalten. Aber das nur am Rande. Bevor ich mich äußere, möchte ich mir das Zimmer von Nelly Becker ansehen.«

»Sie wollen sich äußern?«

»Natürlich.«

»Dann wissen Sie also mehr?«

»Bitte, Herr Brass.« Claas Claasen stand auf und schob den Stuhl dabei etwas zurück. »Lassen Sie uns die Dinge der Reihe nach angehen. Ist das für Sie okay?«

»Und ob. Ich habe schon damit gerechnet, dass Sie mich auslachen oder die Männer in den weißen Jacken holen, die mich in die Klapsmühle schleppen. Das alles ging mir durch den Kopf.«

»Da brauchen Sie keine Sorgen zu haben.«

»Wunderbar. Kann ich denn mitgehen?«

»Ich habe nichts dagegen.« Die beiden Männer verließen den Restaurationsbereich und bewegten sich durch den mit einer Glaswand ausstaffierten Gang auf die Rezeption zu, deren Umgebung umgebaut war, denn man hatte die Treppe versetzt. Noch vor der Rezeption führte sie nach oben, und sie war ebenso gefliest wie der Gang.

In einem offenen breiten Holzschränk standen allerlei originelle Souvenirs, die gekauft werden konnten. Sie zu entdecken, war Aufgabe der Anja Claasen, und sie gab sich immer viel Mühe damit. Sie war wirklich zum guten Geist des Hauses geworden. Zu den Claasens gehörten noch drei Kinder, die aussahen wie norddeutsche Kids aus dem Bilderbuch.

Der Hotelier schritt als Erster die Treppe hoch. Andy Brass ging hinter ihm her. Sein Herz klopfte schon schneller, und er atmete scharf durch die Nase ein und aus. Er hoffte nur, auch das Richtige getan zu haben, denn blamieren wollte er sich nicht.

Claasen besaß einen Generalschlüssel zu allen Zimmern. In der ersten Etage war umgebaut worden. Nelly Becker hatte als Einzelperson ein Doppelzimmer bewohnt, dessen Tür Claas Claasen jetzt aufschloss.

Andy Brass fühlte sich unangenehm berührt. Er blieb vor der Tür stehen und wartete darauf, dass der Hotelier wieder zurückkehrte. Das dauerte nicht lange. Als Andy das Gesicht des sehr hochgewachsenen Mannes sah, da konnte er fast auf eine Erklärung verzichten.

Trotzdem fragte er: »Nichts?«

»Ja, so ist es.«

»Wie genau?«

»Sie ist nicht da.« Claasen zog die Tür wieder zu und schloss sie ab. »Es deutet alles darauf hin, dass sie in der Nacht ihr Bett nicht benutzt hat.«

Andy merkte, wie ihm ein kühler Schauer über den Rücken

fuhr. Er war nicht auf den Mund gefallen, doch in diesen Augenblicken fühlte er sich verdammt unwohl und war auch sprachlos. Im Geheimen hatte er sich gewünscht, dass bestimmte Dinge einfach nicht zutrafen, aber das konnte er jetzt auch vergessen.

Nelly Becker war nicht in ihrem Zimmer gewesen. Sie musste in der Nacht unterwegs gewesen sein. Draußen umhergegeistert. Sie war trotzdem zum Hotel gekommen und hatte durch das Fenster geschaut.

Weiter hinten im Gang schlug eine Tür heftig zu, weil dort Durchzug geherrscht hatte. Andy Brass zuckte zusammen, nicht aber der Hotelier. Er stand neben ihm, hielt den Kopf leicht gesenkt und war tief in Gedanken versunken.

Brass konnte das Schweigen nicht mehr länger ertragen und fragte deshalb: »Was meinen Sie, Herr Claasen, sollten wir jetzt die Polizei informieren?«

»Nein, nicht sie.«

Brass schaltete schnell. »Dann haben Sie eine andere Idee?«

»Ich muss noch nachdenken.«

»Bitte.«

»Kommen Sie mit in mein Büro!«

»Habe nichts dagegen.«

Das Büro lag hinter dem der Rezeption. Dort angekommen, schloss Claasen die Tür. Für die Mitarbeiter ein Zeichen, dass er nicht gestört werden wollte.

Beide Männer setzten sich, und der Hotelier kam noch mal auf das Erlebte in der vergangenen Nacht zu sprechen. Sein Gesicht hatte dabei einen sehr ernsten Ausdruck angenommen.

»Lassen Sie uns die Dinge noch mal durchgehen«, sagte er.

»Erzählen Sie mir genau, was Sie am Fenster gesehen haben.«

»Sie meinen, ich soll Ihnen Nelly Becker beschreiben?«

»Ja.«

Andy Brass musste erst seine Gedanken sammeln. Er suchte nach Einzelheiten, fand sie auch und berichtete mit ruhiger

Stimme, was vorgefallen war.

Der Hotelier hörte aufmerksam zu. Sein Blick richtete sich wieder auf den Gast, ein paar Mal nickte er, und schlug schließlich mit der flachen Hand auf den Schreibtisch.

»Dann ist es doch wahr«, flüsterte er.

»Was ist wahr?«

Claasen hob die Schultern. »Es geht darum, dass Menschen verschwinden, wieder auftauchen, entstellt sind und schließlich irgendwo als Tote auf der Insel gefunden werden.«

»Nein!«, flüsterte Andy und merkte, dass sich die Haut in seinem Nacken zusammenzog. »Wollen Sie damit sagen, dass Nelly Becker womöglich jetzt schon tot ist?«

»Nein, das nicht. Aber wir müssen damit rechnen. Es ist nicht zum ersten Mal passiert.«

Andy konnte nur staunen. »Wie oft denn schon?«

»Das ist der dritte Fall in diesem Jahr.«

»Ach du Scheiße«, flüsterte Brass und verdrehte die Augen.  
»Was sagt denn die Polizei dazu?«

»Nichts. Sie steht vor einem Rätsel. Sie hat alles versucht, aber nichts gefunden. Keine Spur von dem Mörder oder den Mördern. Es war der Griff ins Leere. Man hat keine Spuren von dem Täter gefunden. Man fand nur die Toten.«

Das musste Brass erst verdauen. Er merkte, dass seine Lippen trocken geworden waren und leckte darüber hinweg. Schließlich rang er sich zu einer Frage durch. »Wenn man sie gefunden hat, wie ... äh ... wie sahen sie denn dann aus?«

Claasen schaute gegen die Wand, als könnte er dort die Antwort ablesen. »Ich kann Ihnen nicht mit Einzelheiten dienen, Herr Brass. Aber ich würde sagen, dass sie schlimm aussahen, ziemlich schlimm sogar. Man hat nicht so offen darüber geredet, aber es war aus einigen Kommentaren herauszuhören.«

Brass schnaufte und strich über sein Haar. »Oje«, murmelte er, »das sieht nicht gut aus. Wenn das alles so zutrifft, und das

glaube ich Ihnen, muss man davon ausgehen, dass sich hier auf der Insel ein Killer herumtreibt. Vielleicht sogar ein Serie n-mörder.«

»Kann sein«, gab der Hotelier nach einer Weile zu. »Aber ich möchte da etwas einschränken. Es ist sicherlich kein normaler Killer oder Serientäter. Sonst hätten die Leichen nicht so schlimm ausgesehen. Etwas muss sie fürchterlich erschreckt haben.«

»Es waren nur Frauen - oder?«

»Ja, nur sie.«

»Meine Güte, wie kommt das?«

»Ich weiß es nicht. Leider nicht.«

Das wollte ihm Andy Brass nicht so recht glauben. Er schüttelte den Kopf und fragte: »Haben Sie mir nicht von alten Sagen und Legenden berichtet, die auf Sylt noch immer so präsent sind?«

»Nun ja, was heißt präsent. Es gibt sie eben. Zwei Mal haben sie sich leider erfüllt.«

»Und jetzt?«

»Es ist schwer«, flüsterte Claasen.

»Soll das heißen, dass es trotz allem eine Sage gibt, die in dieses mörderische Schema hineinpasst?«

»Ich kann es mir denken.«

Andy Brass saß plötzlich wie auf heißen Kohlen. »Welche denn, Herr Claasen?«

»Es ist die Geschichte von einem verfluchten Mönch, der hier auf der Insel abgesetzt wurde. Sozusagen als Strafe. Er hat die Regeln gebrochen, zu denen er sich mal bekannt hat. Er war jemand, der die Frauen liebte und sie ent- und verführte. Mehr weiß ich darüber auch nicht.«

»Hat man sie denn nicht aufgeschrieben?«

Claasen schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Jedenfalls habe ich sie in keinem unserer Sagenbücher gefunden.«

»Und was ist mit anderen Bewohnern hier auf der Insel? Gibt

es welche, die sich vielleicht besser auskennen?«

»Ich denke schon.«

»Dann müssen sie ...«

»Nein, Herr Brass, nein. Das ist nicht Ihre Angelegenheit. Darum werde ich mich kümmern. Sie machen hier Urlaub. Außerdem haben Sie Familie. Vergessen Sie das nicht.«

»Keine Sorge, daran denke ich schon. Aber ich denke auch daran, dass zwei tote Frauen bereits gefunden wurden und man damit rechnen muss, dass auch eine dritte Frau, nämlich Nelly Becker tot aufgefunden werden kann. Das bereitet mir die größten Sorgen.«

»Noch ist es nicht soweit.«

»Ha. Ist das ein Trost, Herr Claasen?«

»Leider nicht.«

»Das denke ich auch.« Beide Männer schauten sich an. »Wenn ich Sie mir so ansehe, Herr Claasen, habe ich das Gefühl, dass Sie bereits nach einer Lösung suchen.«

»Das stimmt.«

»Und welche? Wollen Sie mir das sagen?«

Der Hotelier hob die Schultern. »Aller guten Dinge sind drei. Ich denke, ich werde in London anrufen müssen, um einen Mann namens John Sinclair zu informieren. Ich weiß nicht, ob es ein Fall für ihn ist, aber es könnte einer werden ...«

\*\*\*

In der Nacht hatten die Wolken dem Wind getrotzt. Jetzt, am Tage, war das nicht mehr möglich. Da hatte er mit seinen gewaltigen Händen den Himmel fast frei geschaufelt und die grauen Riesen in Richtung Festland getrieben. Jetzt bedeckte ein winterliches Blau das Firmament, und sogar die Sonne schickte ihren hellen Gruß auf die Insel.

Es war ein wunderbarer Tag, um spazieren zu gehen. Das hatte sich auch Susan Brass gesagt, ihren kleinen Max in den

Buggy gesetzt, und war losgezogen in Richtung Watt.

Ihr Mann würde noch einige Zeit zu kämpfen haben, um die Normalität zurückzuerlangen. Wenn sie gegen Mittag zurückkehrte, war er bestimmt wieder okay.

Aber darum ging es Susan nicht. Sie dachte vielmehr an Andys Erlebnis in der vergangenen Nacht. Noch immer war sie sich nicht schlüssig, ob sie ihm nun glauben sollte oder nicht. Was er erlebt hatte, war einfach zu unwahrscheinlich gewesen. Zu unglaublich. Das nahm ihm niemand ab. Dieser Anblick eines von Würmern zerfressenen Gesichts einer normalen Frau konnte nur einem Albtraum entsprungen sein.

Stimmte das wirklich?

Noch glaubte sie es nicht. Susan kannte ihren Mann. Er war kein Spinner. Keiner, der sich in Büchern festbiss und Gruselgeschichten las und in der Nacht davon träumte. Andy stand mit beiden Beinen im Leben. Als Betriebswirt und Geschäftsführer eines großen Unternehmens musste das so sein. Sie konnte sich auch nicht daran erinnern, dass ihr Mann jemals Albträume oder unheimliche Erlebnisse gehabt hatte, denn in der vergangenen Nacht war er nicht von einem Albtraum gequält worden, sondern hatte unter einem echten Erlebnis gelitten.

Er hatte Nelly Becker gesehen.

Eine Frau, deren Gesicht aufplatzte, um widerlichen Würmern freie Bahn zu lassen.

Susan Brass schüttelte sich, als sie daran dachte. Es war schon schrecklich, wenn sie nur daran dachte. Sie mochte keine Würmer. Sie ekelte sich davor. Ebenso wie vor den Schleimsäuren der Schnecken, die oft an irgendwelchen Glasscheiben zu sehen waren. Susan schob den Wagen in Richtung Watt. Bis unten an das Wasser wollte sie nicht. Der Weg war ziemlich steil, und allein wollte sie den Buggy auch nicht über eine der Treppen tanzen lassen, die zum Watt führten. Es reichte ihr, wenn sie den Blick von oben hatte. Bei diesem Wetter waren

zwar viele Spaziergänger unterwegs, die meisten zogen es jedoch vor, sich am Strand zu bewegen, und durch den Sand wollte Susan den Buggy erst recht nicht schieben. Ihr reichten auch das Pflaster und die ebenen Gehsteige in Keitum. Aber die Autofahrer nahmen Rücksicht, und das war gut so.

Max zeigte sich auch zufrieden. Er war warm angezogen, rief ab und zu »Da, Auto!«, wenn er einen Wagen sah und grummelte ansonsten zufrieden vor sich hin. Außerdem hatte er die Flasche auf der Decke liegen und hielt mit seiner kleinen rechten Hand ein Stück Brötchen umklammert.

Susan liebte die Gassen von Keitum. Sie hätte ganz auf den Autoverkehr verzichten können. Zum Glück waren die sehr engen Durchfahrten für den Autoverkehr gesperrt worden, aber nicht für Fußgänger mit Kinderwagen und so genoss sie es, an den Mauern vorbeizugehen, hinter denen die Friesenhäuser lagen, viele von ihnen sehr alt, aber toll renoviert, und sie konnte auch immer wieder vor den Schaufenstern der Geschäfte stehen bleiben.

In den meisten Läden wurden Klamotten verkauft. Aber es gab auch andere. So fand sie einen Teeladen ganz toll, sie schaute auch in die Fenster hinein, in denen Glasbläser ihre kleinen Kunstwerke ausgestellt hatten, und sie sah sogar einen Lebensmittelmarkt sowie ein Geschäft, in dem die Kunden alte Fliesen kaufen konnten.

Die helle Wollmütze hatte sie über den Kopf gestreift, die dicke Jacke mit den warmen Daunen als Futter und auch die hohen Schuhe mit den griffigen Sohlen angezogen.

Wieder tauchte eine dieser schmalen Gassen vor ihr auf. Susan Brass überlegte, ob sie hineingehen oder den bequemeren und schnelleren Weg zum Watt nehmen sollte. Sie entschied sich für die erste Möglichkeit und betrat die Gasse.

Es war herrlich. Sie hatte das Gefühl, die Welt in Keitum zu verlassen und in eine noch stillere hineinzugehen. Blätter trudelten durch die Luft. Die meisten lagen schon am Boden

und bildeten dort einen Teppich. Die Friesenhäuser mit den Reetdächern strahlten eine gewisse Ruhe aus, die sich auch auf Susan übertrug. Die Ereignisse der letzten Nacht hatte sie vergessen. Da Max auch fröhlich war, steckte diese Fröhlichkeit seine Mutter an.

Susan begann, ein Kinderlied zu summen, das sie noch aus ihrer Jugend kannte.

Jedes Haus hatte hier sein Alter. Die Grundstücke waren von Mauern umgeben. Steine und Lehm hielten sie zusammen. Auf ihnen wuchs Gras, auch Blumen, die ihre schöne Blütezeit längst hinter sich hatten.

Auch Bäume wuchsen aus den Grundstücken hervor. Mal ein Ahorn, mal eine Buche, und selbst die schlanken Stämme der Birken waren zu sehen. An der rechten Seite wuchs ein Baum sehr nahe an die Mauer heran. Er besaß noch recht viele Blätter, und die Lücken zwischen den Ästen waren nicht so groß. Etwas hing dort fest. Susan hatte nur einen mehr zufälligen Blick in die Höhe geworfen. Sie entdeckte die Plane oder den alten Mantel, den jemand in den Baum geschleudert hatte.

Neugierig ging sie näher.

Drei Schritte weiter blieb sie stehen. Sie wollte schreien, es war ihr jedoch nicht möglich.

Es war kein Kleidungsstück, das jemand in den Baum geschleudert hatte. Das heißt, es gehörte schon dazu. Aber viel wichtiger war der Gegenstand, den das Kleidungsstück bedeckte.

Es war ein menschlicher Körper.

Eine Frau. In das Geäst hineingepresst und mit dem Kopf nach unten hängend. Der Kopf befand sich nicht weit von der Krone der Mauer entfernt, sodass Susan fast zwangsläufig in das Gesicht schauen musste.

Ein Gesicht?

Nein, das war höchstens ein zerstörtes oder von Würmern zerfressenes Gesicht.

Und plötzlich war ihr klar, dass sie Nelly Becker gefunden hatte!

\*\*\*

Mir reichte ein Polo, den ich mir in Westerland als Leihwagen genommen hatte. Damit war ich auf der Insel beweglich, und das musste ich sein.

Sylt hatte mich wieder!

Und ich würde wieder nach Keitum fahren, um im Deich-Hotel bei Claas Claasen zu wohnen, dessen Anruf mich in London am gestrigen Tag erreicht hatte.

Der Hotelier hatte mich nicht eingeladen, um bei ihm Urlaub zu machen, was toll gewesen wäre, nein, es ging mal wieder um einen Fall, der nicht mehr in das Reich des Normalen hineinpasste und eigentlich nur sehr schwer zu erklären war.

Drei tote Frauen!

Die letzte war erst am vergangenen Tag gefunden worden. Mit entstelltem Gesicht und kopfüber in einem Baum hängend. Ein normaler Mord war es nicht gewesen, ebenso wenig wie bei den anderen beiden Ermordeten. Alle drei waren als normale Menschen verschwunden. Später hatte man sie dann gefunden. In der Zwischenzeit mussten sie die Hölle erlebt haben, bevor man sie umbrachte.

Was dahinter steckte, hatte mir Claas Claasen auch nicht berichten können, aber seine wenigen Hinweise reichten aus, um mich zu alarmieren. Eigentlich hatte ich in London bleiben wollen, denn der letzte Fall ging mir noch nach. Er hatte mich nach Tschechien in die Knochenkirche und zu dem dort vorhandenen Knochenkreuz geführt und auch mit Vincent van Akkeren in Kontakt gebracht, diesem neuen alten Supergegner, der dabei war, nach bestimmten Knochen zu suchen, sie aber noch nicht gefunden hatte. Ich allerdings war der Meinung, dass es nicht mehr lange dauern würde, und Suko, der zurück

in London geblieben war, hielt Augen und Ohren offen.

Westerland lag schnell hinter mir. Im November erstickte die Stadt nicht im Verkehr. Wer zu dieser Zeit auf der Insel war und Urlaub machte, der zählte zu den wahren Kennern und brauchte nicht in die Nähe der oft eingeflogenen sogenannten Promis oder Luder, die ihre Körper und Gesichter in jede Kamera hielten, nur um auf dem Bildschirm präsent zu sein. Im November war Sylt ganz anders. Schöner, leerer, einfach ein Eiland, um sich erholen zu können.

An der linken Seite erschien St. Severin, die Keitumer Kirche. Ein Kleinod, das ich so sehr mochte. Sie hatte nichts mit dem sommerlichen Rummel zu tun, der ein paar Kilometer weiter in Kämpen stattfand. Sie hatte alle Stürme überstanden und würde sicherlich auch in hundert und mehr Jahren noch an der gleichen Stelle stehen.

Ich hatte mich von meinen beruflichen Gedanken lösen können und genoss dieses Sylt-Gefühl. Das tiefe Durchatmen, die klare Sicht und die Weite eines Himmels, wie ich sie eigentlich nur hier immer wieder erlebt hatte.

Auch im November konnte er blau strahlen, was ich bemerkte. Nur wenige weiße Wolken zeichneten sich ab, und mir kamen sie vor wie helle, durchsichtige Federstriche, die eine geschickte Hand mit einem riesigen Pinsel an den Himmel gezeichnet hatte.

Keitum empfing mich ebenfalls ruhig. Die kleine Teestube an der Ecke gab es auch noch, als ich nach rechts abbog, die Straße durchfuhr und mich schließlich nach links wenden musste.

Das Hotel war nicht zu übersehen. Herrlich die lange Zufahrt, die von weiß gestrichenen Zäunen gesäumt war. Dahinter lagen die beiden Wiesen, auf denen die Schafe weideten.

Die Fahne vor dem Hotel flatterte noch immer am Mast, und ich ließ den Polo auf dem Parkplatz ausrollen. Danach stieg ich aus. Die Reisetasche hatte ich vom Beifahrersitz genommen

und ging auf direktem Weg dem Hoteleingang entgegen.

Ich zog die Tür auf, betrat das Hotel und blieb kurz stehen, denn es hatte sich etwas verändert.

Die Treppe an der rechten Seite war nicht mehr da. Etwas irritiert schaute ich mich um.

Dann ging ich weiter und näherte mich der Rezeption. Im Moment war sie leer, aber jemand hatte gehört, dass die Tür geöffnet worden war, und erschien aus dem dahinter liegenden Raum.

Es war eine junge Frau, die ich nicht kannte, die mich aber freundlich anlächelte.

»Guten Tag, womit kann ich Ihnen helfen?«

Ich stellte die Tasche ab. »Mein Name ist John Sinclair. Ich hätte gern mit Herrn Claasen ...«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Natürlich, Herr Sinclair, kommen Sie. Herr Claasen wartet bereits auf Sie.«

Er wartete nicht nur auf mich. Er hatte mich auch gehört. Wie ein Blitz huschte der große Mann mit den blonden Haaren um die Ecke. Auf seinem Gesicht ging die Sonne auf, als er mich sah.

»John, Sie haben es ja pünktlich geschafft.«

»Wenn Sie rufen, bin ich immer zur Stelle.«

»Super, wirklich.« Wir schüttelten uns die Hände und begrüßten uns wie zwei alte Freunde. Ich kam auf die Treppe zu sprechen, die ich vermisste, und wurde danach über den Umbau aufgeklärt, den Claas Claasen durchgezogen hatte. »Einen Kaffee, John?« »Gern, der hat mir immer besonders gut gemundet.«

»Das wird er auch jetzt noch. Sie können auch frühstücken, wenn Sie wollen und ...« »Nein, nein der Kaffee reicht.«

»Dann gehen wir am besten in die Bar.«

»Das ist ein Wort.« Ja, ja, die Bar, die kannte ich. Sie war mehr als berühmt. Gemütlich und relativ klein. Aber man konnte zur Not auf der Innenseite der dort gepolsterten Fen-

terbank seinen Platz finden, wenn es an der Theke einfach zu voll war.

»Gibt es das Bier hier noch aus Flaschen?«, fragte ich, als wir den Raum betreten.

»Klar. Gedreht und nicht geschüttelt.« »Super.«

»Möchten Sie ein Bier?« »Nein, um Himmels willen, nicht jetzt. Außerdem bin ich nicht gekommen, um Urlaub zu machen.« »Das ist ja die Tragik.« Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Irgendwann schaffe ich es noch, darauf können Sie sich verlassen.« »Das hoffe ich schwer.« Der Kaffee wurde gebracht, als ich mich schon nach den Erfolgen meiner deutschen Kollegen erkundigt hatte.

Claas schüttelte den Kopf. »Nichts, man steht vor einem Rätsel. Wie bei den ersten beiden Frauen, die im Laufe des Jahres umgekommen sind. Nur ist die letzte noch von einem Zeugen mitten in der Nacht gesehen worden, als sie sich schon verändert hatte.«

Ich nahm die ersten Schlucke von dem wirklich guten Kaffee und sagte: »Erzählen Sie mal.«

Innerhalb der nächsten halben Stunde erfuhr ich alles, was wichtig war und hörte auch von einer Frau Brass, die die letzte Leiche entdeckt hatte. Sie war mit den Nerven ziemlich fertig. Ich würde sie zusammen mit ihrem Mann und dem kleinen Sohn auf dem Zimmer finden. »Dann muss ich Ihnen noch etwas sagen, John. Ich habe den deutschen Kollegen nichts von Ihrem Kommen gesagt.«

»Warum nicht?«

»Weil ich den Verdacht habe, dass dieser Fall wieder mal in eine Richtung tendiert, die von den Kollegen wohl kaum anerkannt wird.«

Ich lächelte. »Hört sich nicht schlecht an, Claas. Kann ich daraus schließen, dass Sie eventuell mehr wissen?«

Er rieb über sein Gesicht. »Nun ja, das kann man. Aber im Prinzip weiß ich zu wenig.«

»Dann erzählen Sie mal.« »Es gibt da die Sache, die sich um einen Mönch dreht, der hier auf der Insel ausgesetzt worden ist, weil er sich angeblich mit den Mächten der Finsternis verbündet hat. Dieser Mönch muss schlimm gewesen sein. Er hat sich die Frauen geholt. Er hat sie getötet und ...«

»Alles auf der Insel hier?« »Nein, denn nach hier wurde er verbannt. Man wollte auf Nummer sicher gehen und mauerte ihn ein, aber da war er noch lebendig.« »Wann war das?« »Im vorletzten Jahrhundert.« »Und weiter?«

»Irgendwann hat jemand den Mönch befreit. Das ist noch nicht so lange her. Da kaufte jemand ein Grundstück. Ganz in der Ecke fand er das kleine Haus, in dem der Mönch gestorben ist. Verhungert, verdurstet, wie immer man es sehen will.«

»Was war von ihm zurückgeblieben?«, fragte ich. »Knochen, Staub, Gebeine ...?« »Nein.«

»Also gar nichts.« »Doch, er selbst!«

Diese Antwort überraschte mich so sehr, dass ich die Tasse nicht mehr anhob, die ich schon berührt hatte. Stattdessen bekamen meine Augen einen starren Blick, und ich schaute auf einen Claas Claasen, der nickte. »Man fand ihn?« »Ja.«

»Unversehrt?«

Claas blickte auf seine Hände. »Es ist schwer, eine Antwort zu geben. Man fand ihn, aber man fand ihn nicht so, wie man ihn eigentlich hätte finden müssen, wenn Sie verstehen. Ich habe es nicht gesehen, aber ich habe gehört, dass er versteinert ist. Er verwesete in seinem Grab nicht, sondern versteinerte und war praktisch zu einer Statue geworden. Zu einer Figur ohne Gesicht«, betonte Claas Claasen.

»Das ist interessant. Zuletzt war es das brennende Gesicht, jetzt ist es ein Mönch.«

»Genau.«

»Was passierte denn mit ihm?«

»Ich habe mich dafür nicht so groß interessiert. Ein Fremder hat das Haus erworben und sich auch um den Mönch geküm-

mert. Der Besitzer hält sich kaum auf der Insel auf. Mal im Sommer für ein paar Wochen, aber das ist alles. Außerdem vermietet er sein Haus nicht. Es steht praktisch immer leer.«

»Und der Mönch?«

»Ist auch noch da.«

»Wo?«

»Im Garten. Auf dem Grundstück hält er sich auf. Das genau ist sein Standort. Wer will, der kann ihn besichtigen, aber nur die wenigsten entdecken ihn, weil er durch Büsche verborgen ist. Er ist zu einer Steingröße geworden, die auch jetzt unheimlich genug aussieht, wenn sie mal einen Blick darauf werfen.«

»Das werde ich auf jeden Fall tun.« Ich leerte die Tasse und schenkte mir nach. »Wie ich meine Kollegen kenne, werden sie sich um diese Geschichte nicht kümmern, aber Sie, Claas, schließen nicht aus, dass der Mönch möglicherweise in einem unmittelbaren Zusammenhang mit diesen schlimmen Morden steht?«

»Ja. Es ist etwas Schreckliches mit den Frauen geschehen, nachdem sie verschwunden waren. Herr Brass hat in der vorletzten Nacht Nelly Becker als Letzter gesehen. Er konnte in das Gesicht sehen und sah darin die Würmer.« Der Hotelier verzog die Lippen.

Ich dagegen runzelte die Stirn.

»Waren die Würmer noch vorhanden, als die Tote gefunden wurde?«

»Ja, das waren sie. Aber sie bewegten sich nicht mehr. Sie waren ebenfalls tot oder bewegungsunfähig. Ich habe jedenfalls gehört, dass das Gesicht ohne Haut und deshalb völlig entstellt war. Viel mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, so Leid es mir tut.«

»Ja, ja, verstehe. Es wird wohl am besten sein, wenn ich mir den versteinerten Mönch mal aus der Nähe anschau.«

»Das wird es.«

Claas Claasen verdrehte die Augen.

»Der Mörder-Mönch von Keitum. Nur das nicht. Das würde dem Tourismus alles andere als gut tun. Lieber nicht.«

»Drei Tote lassen sich nicht verschweigen.«

»Leider.«

»Gut«, sagte ich und schlug mit der Hand leicht auf den Tresen.

»Da sich die Gestalt hier im Ort befindet, brauche ich wohl meinen Leihwagen nicht, um ihr einen Besuch abzustatten.«

»Nein, da können Sie zu Fuß gehen. Ich erkläre Ihnen gern den Weg.«

»Noch besser.« In der nächsten Minute vergaß ich den Dienst und erkundigte mich nach der Familie.

»Die wächst und gedeiht.«

»Wieder Nachwuchs?«

»Nein, nein!« Claas lachte und hob beide Arme an. »Drei Kinder reichen. Die Große ist sogar schon in der Schule.«

»Mein Gott, wie die Zeit vergeht. Und wie fühlt sich Ihre Frau? Geht es ihr gut?«

»Alles prächtig. Oma und Vater sind auch wohlauft. Wir können nicht klagen, abgesehen von den drei Untaten.«

Ich winkte ab.

»Die kriegen wir auch noch in den Griff.« Ich räusperte mich. »Ein steinerner Mönch, der mal und mal verschwunden ist. Das heißt, dass er sich trotz seiner Versteinerung bewegen kann. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, ich glaube nicht. Aber ich kann Ihnen nicht weiterhelfen, denn ich habe mich darum nicht gekümmert. Ich bin ja auch kein Heimatforscher, wenn Sie so wollen.«

Ich schnickte mit den Fingern. »Gute Idee, Claas. Gibt es hier so etwas wie einen Menschen, der mir mehr über die Vergangenheit berichten kann. Speziell über den Mönch?«

»Ja, den gibt es.«

»Super. Und wie heißt der Mann?«

Claas lächelte.

»Es ist kein Mann, sondern eine Frau. Sie heißt Silke von Weser.«

»Interessant. Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Ich kenne Frau von Weser gut. Sie ist sehr kompetent, hat auch über die Insel geschrieben und speziell über Keitum. Ich denke, dass Sie Ihnen mehr erzählen kann.«

»Danke für den Tipp, Claas. Und wo finde ich die Dame?«

»In der Nähe des Hauses, in dessen Garten Sie den Mönch finden, werden Sie auch das kleine Heimatmuseum sehen. Dort wird Frau von Weser auf Sie warten. Ich rufe sie an, sobald Sie unterwegs sind.«

»Das ist gut.« Ich drückte mich von der Bank in die Höhe und schob mich auf eine der Lücken zu, die die Reihe der Sitzflächen unterbrachen. Claas hielt mir die Tür der Bar auf, aber ich ging noch nicht.

»Wie heißt der Mann, der Nelly Becker zum letzten Mal gesehen hat?« »Andy Brass. Seine Frau heißt Susan. Soll ich sie holen? Oder vielleicht ihn?« »Nein, nein, das nicht. Mir reicht vorläufig Ihre Aussage. Außerdem möchte ich mir unbedingt den Ort des Geschehens anschauen. Kann sein, dass ich dort eine Spur finde. Wenn nicht, kann ich noch immer auf die Aussage von Herrn Brass zurückkommen.« »Das ist Ihr Spiel, John.« Ich schob mich an Claas vorbei. »Jedenfalls genieße ich es, wieder mal hier in Keitum zu sein. Und ich hoffe, dass wir noch Zeit für einen Schluck an der Bar finden.«

»Immer. Da kann ich Ihnen nicht nur das gedrehte Bier anbieten, seit einem Jahr ist noch etwas anderes in.« »Tatsächlich? Was denn?«

»Die alte Pflaume.«

Ich sagte nichts. Ich schaute den guten Claas nur an, der einen roten Kopf bekam.

»Alte Pflaume?« Jetzt musste ich grinsen. »Muss das sein?«

»Muss nicht, John. Aber wenn Sie die alte Pflaume genossen haben, werden Sie eine andere Meinung bekommen.«

»Wenn Sie das sagen. Dann lasse ich mich doch mal überraschen ...«

\*\*\*

Schnaps ist Schnaps und Dienst ist Dienst. Ich vergaß das Getränk und dachte an den Grund, der mich auf die Insel geführt hatte.

Drei tote Frauen, das war schlimm! Und keine Spur von dem Mörder. Nichts, was man durch einen Gen-Test hätte lösen können, das Rätsel blieb, und wenn es gelöst werden sollte, dann musste man den Fall von einer ganz anderen Seite her angehen.

So zumindest sah ich es, als ich mich auf den Weg zum Heimatmuseum machte.

Ich verließ das Hotel durch einen Seitenausgang, ging durch den Ort und konnte trotz allem lächeln. Ich nahm die Insel einfach in mich auf. Das musste ich tun. Diese wenigen Minuten sollten ganz allein mir gehören, und ich stellte fest, dass sich wieder einmal nichts verändert hatte.

Immer noch standen die alten Friesenhäuser mit ihren Spitzgiebeln inmitten der Gärten, die um diese Jahreszeit allerdings etwas trauriger aussahen als im Sommer. Dennoch hatten sie ihren Reiz, und der Geruch, der mir des Öfteren entgegenströmte, deutete an, dass in zahlreichen Kaminen die Feuer brannten.

Ich musste mich in Richtung Watt bewegen, um das Museum zu finden, wo Frau von Weser auf mich wartete. Ich hätte mich bei Claas Claassen noch etwas genauer über sie erkundigen müssen, um zu erfahren, ob sie auch über den Mönch Bescheid wusste und vor allen Dingen, ob sie daran glaubte, dass er der Mörder der drei Frauen war.

Ich hatte es vergessen, aber ich würde es erfahren, da war ich mir sicher.

Sehr oft schaufelte ich mit den Füßen Laub zur Seite. Ich mochte das dabei entstehende Geräusch. Wenn es etwas gab, das mich an den Herbst erinnerte, dann war es das Rascheln des Laubs.

Das unebene Pflaster, die schmalen Bürgersteige, letzte Pfützen vom Regen hinterlassen, das kahle Geäst der Bäume, aber auch der blaue Himmel gaben für einen Landschaftsmaler eine wunderbare Kulisse ab, zumindest nach meinem Geschmack.

Sehr bald hatte ich das alte Friesenhaus erreicht, in dem das Heimatmuseum untergebracht war. Es lag ziemlich geschützt, war von Bäumen umstanden, und wer an ihm vorbeischaute, konnte in der Ferne das Watt liegen sehen. Für mich sah es aus wie graues Blei, über das hin und wieder Vögel strichen, die auf der Suche nach Nahrung waren.

Zur Tür hin führte eine Steinbrücke, ein Weg, der den Besucher direkt bis ans Haus brachte. Da ich den Kopf etwas gesenkt hielt, fiel mir sofort eine bestimmte Verzierung auf, die recht deutlich aus dem steinernen Belag hervorstach.

Es war ein Kreuz!

Kein von der Form normales, sondern ein Andreaskreuz mit den beiden schräg angesetzten und gleich langen Balken. Ich war etwas verwundert und blickte länger zu Boden als es vielleicht nötig gewesen wäre.

Hinter mir hörte ich eine Frauenstimme.

»Es ist das sogenannte Hexenkreuz, Herr Sinclair. Sie sind doch John Sinclair - oder?«

Ich drehte mich um und sah eine Frau, die um die Vierzig war, mich mit einem sehr offenen Lächeln begrüßte, einen Schal um den Hals gewickelt hatte und eine dreiviertellange Jacke trug. Dazu eine braune Hose und Schuhe mit dicken Sohlen. Der leichte Wind spielte mit den blonden kurz geschnittenen Haaren, als sie einen Schritt auf mich zuging und die Hand ausstreckte. »Ja, ich bin John Sinclair.« »Und ich

heiße Silke von Weser. Herr Claasen hat uns hier zusammengebracht.« »Genau.«

Wir reichten uns die Hände. Der offene Blick, der feste Händedruck, das gefiel mir. Ich hatte schon jetzt den Eindruck, dass mir diese Frau weiterhelfen konnte.

»Sie sagten vorhin Hexenkreuz, Frau von Weser?« »Ja.«

»Wie kommen Sie darauf?« Da musste sie lachen. »Nicht ich kam darauf. Es waren die Vorfahren, die so dachten. Sehen Sie, dieses aus kleinen Steinen gebildete Pflaster, auch Katzenköpfe genannt, ist sehr wichtig. Reethäuser besitzen keine Regenrinnen. Das Wasser fällt direkt zu Boden und wird über das Traupfplaster weg vom Haus geleitet, damit es dort nicht zu Überschwemmungen kommt. Man nennt diese Wege, die direkt zum Haus führen, auch Steinbrücken, und die eingefügten Kreuzmuster, die Hexenkreuze, sollten die Bewohner vor Unglück schützen. Das ist die ganze Erklärung. Aber so etwas Ähnliches finden Sie bestimmt in allen Ländern der Welt, kann ich mir zumindest denken.« »Da haben Sie Recht.« »Aber Sie sind ja nicht wegen des Hexenkreuzes gekommen. Oder spielt das auch eine Rolle?«

»Man kann nie wissen. Aber im Prinzip haben Sie Recht. Es geht mir um den Mönch.«

»Kennen Sie die Geschichte?«

»Ja.«

Frau von Weser blickte mich von der Seite her an. »Und glauben Sie auch daran?«

»Woran soll ich glauben?«

»Dass von diesem Mönch Unheil ausgeht. Dass er den Tod verbreitet.« Sie spreizte drei Finger der rechten Hand ab. »Und drei Tote hat es bereits gegeben. Drei tote Frauen.«

»Die Sie in einer Verbindung zu diesem Mönch sehen?«, fragte ich mit leiser Stimme.

Silke von Weser ließ sich auf nichts Konkretes ein. »Kann man es denn wissen?«

»Was wissen Sie überhaupt von ihm?«

Ich hatte konkret gefragt und erhoffte mir eine konkrete Antwort. Irgendwann musste sie das Schneckenhaus verlassen. »Leider weiß ich nichts über den Mörder«, gab sie zu. »Die Polizei tappt auch im Dunkeln. Aber jetzt sind Sie da.« Sie lächelte mich an. »Claas Claassen hat mir einiges von Ihnen erzählt. Ich weiß zwar nicht genau, wer Sie sind, aber ich bin auch über das brennende Gesicht informiert. Einige Dinge sprechen sich eben herum, auch wenn man nicht offiziell darüber reden will. Sie kümmern sich um Fälle, bei denen die normalen Kollegen abwinken. Ist das nicht so, Herr Sinclair?«

»Man kann es so sehen.«

»Halten Sie den Mönch für den Mörder?«

»Ich schließe es zumindest nicht aus. Aber ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen. Ich kenne ihn nicht. Er ist für mich so fern und fremd zugleich. Ich weiß, dass es ihn gegeben hat, und das wissen Sie auch. Ich denke, dass es ihn noch immer gibt. Er steht in einem Garten und ist dort praktisch zu besichtigen. Und dieser Garten liegt nicht weit von unserem Platz hier entfernt. Stimmen Sie mir da zu, Frau von Weser?«

Mit einem sehr offenen Blick schaute sie mir ins Gesicht.

»Auf jeden Fall, Herr Sinclair.«

»Sagen Sie bitte John.« »Dann bin ich Silke.« »Okay. Und Sie werden mich jetzt zu dem Ort hinführen, an dem ich den Mönch sehen kann.« »Das hatte ich vor.« »Dann bringen wir es hinter uns.« Silke von Weser war skeptisch. Ich sah es ihr an. Aber sie sagte nichts mehr, als sie vorging und dann um das Haus des Heimatmuseums herumschritt. Es musste auch für sie schwer sein, sich den neuen Problemen zu stellen. Okay, die Frau kannte sich auf der Insel gut aus. Die Mythen, Sagen und Legenden gehörten zu ihrem Alltag, aber es war etwas anderes, ob nur darüber gesprochen, oder ob man selbst damit konfrontiert wurde.

»Hätte es das brennende Gesicht nicht gegeben, John, ich

hätte Ihnen nicht geglaubt.«

»Da gab es noch das Urzeit-Monstrum.«

Sie schob mit dem rechten Fuß einen Stein zur Seite. »Davon habe ich auch gehört, aber das liegt etwas länger zurück.« »In der Tat.«

Sie musste lachen, obwohl ihr danach sicherlich nicht der Sinn stand. »Wenn ich das alles so höre und mir durch den Kopf gehen lasse, dann muss ich beinahe annehmen, dass gerade diese schöne Insel zu einem Hort irgendwelcher bösen Mächte geworden ist. Oder sehen Sie das anders, John?«

»Doch, ja. Sagen wir so. Es ist eine Verkettung von unglückseligen Zufällen oder Zuständen, das ist alles. Wir werden die Dinge schon wieder ins Lot bringen, da müssen Sie keine Sorge haben.«

»Toll, Ihr Optimismus.« »Den will ich auch weiterhin behalten, Silke. Ohne ihn könnte ich einpacken.«

»Ja. So muss man wohl heutzutage denken.« Sie hob die Schultern. »Vieles hat sich in den letzten Monaten verändert. Der Anschlag in New York wirkt weiterhin nach.« »Auch hier auf der Insel?« »Sicher. Ich habe gehört, dass die Kaufbereitschaft der Menschen sich reduziert hat. Die Stimmung ist anders geworden. Man ist nicht mehr so locker. Man wartet ab. Man liegt irgendwie auf der Lauer. Aber das werden Sie von Ihrer Insel sicherlich auch kennen, denke ich mal.« »In der Tat.«

Wir hatten einen sehr schmalen Pfad hinter uns gelassen und wieder einen normalen Weg erreicht. Ich blickte unwillkürlich zum Himmel, weil mir aufgefallen war, dass ein Teil der Helligkeit fehlte. Es gab die Sonne zwar weiterhin, nur sah ich sie nicht mehr, und das Blau des Himmels hatte eine graue Decke bekommen. Hier auf der Insel wechselten sich die Wetterphänomene recht schnell ab. Wahrscheinlich würde es bald zu regnen anfangen.

Der Lieferwagen einer Installationsfirma schob sich an uns

vorbei. Der Fahrer winkte Silke von Weser kurz zu, und sie grüßte zurück. Als der Wagen hinter der nächsten Kurve verschwunden war, überquerten wir die Straße. Es waren nur noch wenige Meter bis zum Ziel, auf das Silke bereits deutete.

Für mich war nicht viel zu sehen. Ich sah die Bäume von einem Grundstück hoch wachsen und auch das schräge Dach eines mit Reet gedeckten Hauses.

Für einen Fremden wie mich sah vieles gleich aus, und es würde sicherlich eine Weile dauern, bis man sich hier auskannete. »Dort?«

»Ja, das ist es.« Silke ließ ihren Arm wieder sinken. »Der Mönch steht im Garten. Oder hockt oder kniet. Man kann die Figur sehen, wenn man an einer bestimmten Stelle stehen bleibt und in den Garten hineinschaut. Ansonsten ist er leicht zu übersehen, denn er besteht nicht eben aus einem hellen Material.«

»Okay, dann wollen wir.« Meine Führerin hatte sich nicht geirrt. Es waren wirklich nur wenige Schritte bis zu diesem bestimmten Grundstück. Mich überkam das Gefühl einer Veränderung. Es konnte stimmen, musste aber nicht so sein. Möglicherweise war es hier um das bestimmte Grundstück herum noch stiller geworden.

Es gab die übliche Steinmauer. Ich sah das Gestrüpp auf dem Rasen. Die Farben Grün und Grau wechselten sich ab. Laub klebte auf dem Boden und bildete einen feuchten Belag.

Das Haus sah aus wie viele andere hier. Das Dach war sehr weit heruntergezogen worden. Auch hier fehlten die Regenrinnen, und die Fenster verteilten sich in der unteren Ebene. Sie waren geschlossen und in mehrere Rechtecke durch die Sprossen unterteilt.

Ein Tor unterbrach die Mauer. Es war dunkelblau gestrichen und wurde von zwei Stelen eingerahmmt.

Silke von Weser war stehen geblieben, und auch ich ging nicht mehr weiter. »Hier ist es, John«, sagte sie. Ihre Stimme

klang jetzt leise. »Hier gibt es den Mönch.«

»Sehr gut. Nur sehe ich ihn nicht.« »Kommen Sie.«

Wir passierten das Holztor und blieben danach erneut stehen. »Jetzt müssen Sie die Figur sehen können, John, wenn Sie schräg in den Garten hineinschauen und dorthin sehen, wo sich die Büsche etwas zusammendrängen. Da steht er und ...«

Silke brach mitten im Satz ab, denn sie hatte das gesehen, was auch mir aufgefallen war.

Die Stelle, die sie mir so genau beschrieben hatte, gab es zwar, aber sie war leer.

Der Mönch war verschwunden!

\*\*\*

Wir waren beide sprachlos geworden. Ich beobachtete die Frau von der Seite her und bekam mit, wie sie den Kopf schüttelte. Dabei hielt sie die Lippen fest zusammengedrückt und die Stirn gerunzelt. Sie zuckte auch mit den Schultern, aber einen Kommentar gab sie nicht.

Ich wartete einige Sekunden ab, bis ich sprach. »Dort also hat der Mönch gestanden?«

»In der Tat, John.«

Ich wollte nicht fragen, ob sie sich sicher war, denn sie hatte mir bestimmt keinen Bären aufgebunden. Ihr Erschrecken war zudem echt, wie auch die zarte Haut auf ihrem Gesicht. Sicherlich schossen ihr die wildesten Vermutungen durch den Kopf, und ich hörte ihr leises Stöhnen. Wenn sie das Verschwinden der Figur mit den Taten in einen Zusammenhang brachte, dann war sie zu Recht irritiert.

»Ich weiß es, John«, flüsterte sie. »Ich weiß es, ohne dass ich irgendwelche Beweise besitze. Der Mönch hat dort gestanden. Er ist geholt worden oder wie auch immer. Aber komischerweise kommt mir etwas anderes in den Sinn, obwohl es verrückt oder realitätsfremd ist. Ich kann mir sogar vorstellen,

dass man ihn gar nicht weggeholt hat. Er ist einfach von allein verschwunden. Dann muss er eine Figur sein, die sich selbst bewegen kann. Die aufsteht und davon geht.«

Da ich mich mit einem Kommentar zurückhielt, hakte sie schnell nach. »Was meinen Sie, John?«

»Ich stimme Ihnen zu. Es gibt Dinge, die unmöglich erscheinen, aber trotzdem möglich sind.«

»Komisch«, erwiderte sie lachend. »Ihnen glaube ich das sogar, John.«

»Danke. Dann wollen wir mal nachsehen, ob wir unseren Freund nicht irgendwo entdecken.«

»Sie sehen das aber locker.«

»Muss ich wohl.«

Ich hatte mir schon das Holztörchen angeschaut. Es brauchte nur eine Klinke gedrückt zu werden, um es aufzuschlieben zu können, was ich auch tat. Lautlos schwang es nach innen und wischte mit der unteren Seite über die Katzenköpfe des schmalen Weges hinweg, der zum Haus hinführte. Es sah verlassen aus.

Hinter mir bewegte sich Silke von Weser. Auch sie versuchte, ihre Schritte so leise wie möglich zu setzen. Wir beiden wirkten wie Menschen, die eine Kirche betraten und dem Gotteshaus eine gewisse Ehrfurcht entgegenbrachten.

Sehr bald bog ich vom Weg ab und schritt über den Rasen hinweg. Sein Gras hatte eine winterliche Farbe bekommen. An manchen Stellen sah es fast so aus wie das auf ihm liegende Laub.

Die hohen Bäume streckten ihre Äste an einer Stelle sogar über das Dach hinweg, und genau dort, wo die Stämme in die Höhe ragten, hatte der Mönch zwischen ihnen gestanden.

Jetzt nicht mehr.

Silke war an meine Seite getreten. Als ich nicht mehr weiterging, blieb auch sie stehen. Nickend deutete sie nach vorn. »Es war sein Platz. Hier hat er gestanden oder gehockt. Man war

sich da nicht so sicher, weil er nicht eben klein war.«

»Aber er bestand aus Stein - oder?« »Ja, natürlich. Nur aus Stein. Ein wirkliches Kunstwerk. Toll modelliert.« Sie gab ein leises Lachen von sich. »Aber auch so gemacht, dass die Menschen Angst vor ihm bekommen konnten. Er strahlte immer etwas Düsteres und Unheimliches ab. Selbst beim herrlichsten Sonnenschein ist das so gewesen. Diese Ecke hier blieb immer kalt, wenn Sie verstehen, was ich damit meine.«

»Sicher. Es ging um seine Aura.« »Genau. Mit seinem Anblick konnte man kleinen Kindern Angst machen. Aber nicht nur Kindern.« Sie hob schaudernd die Schultern an. »Wenn ich mir vorstelle, was jetzt mit ihm passiert ist oder was mit ihm passiert sein könnte, dann möchte ich am liebsten wegrennen. Fantasie kann manchmal schlimm sein. Aber die Realität auch«, fügte sie noch hinzu.

Ich kümmerte mich nicht mehr um Silke, sondern ging dorthin, wo der steinerne Mönch gestanden hatte. Was ich genau suchte, wusste ich auch nicht. Da er aus Stein bestand, rechnete ich zumindest damit, dass sich im Gras noch Abdrücke finden ließen. Es war nicht besonders hell in dieser Umgebung, und so musste ich mich bücken, um den Boden genau beobachten zu können.

Nein, da war nichts.

Ich drehte mich wieder zu Silke von Weser um. »Wir haben wohl Pech gehabt. Nichts deutet darauf hin, dass der Mönch genau an dieser Stelle gestanden haben könnte.«

»Aber er hat sich sicherlich nicht in Luft aufgelöst.«

»Das meine ich auch«, erwiderte ich und drehte meinen Kopf dem Friesenhaus zu. »Sie wissen nicht, wem das Haus gehört, Silke?«

»Nein, tut mir Leid. Ich bin zwar über vieles informiert, was hier auf der Insel läuft, aber bei diesem Besitzverhältnis bin ich einfach überfragt.«

So schnell gab ich nicht auf und erkundigte mich, ob es

vielleicht Gerüchte gab.

»Auch nicht. Zumindest keine, die mir bekannt sind. Man munkelt, dass das Haus von einem Typen aus der Medienbranche gekauft worden ist, aber einen Namen kenne ich auch nicht. Ich habe auch noch nie einen Menschen hier im Garten gesehen und weiß auch nicht, ob er gepflegt wird. Sieht allerdings so aus.«

»Dann waren Sie auch noch nicht im Haus - oder?«

»Nein, das war ich nicht. Es gab keinen Grund für mich, es zu untersuchen. Aber jetzt liegen die Dinge wohl anders, wenn ich Ihre Blicke richtig deute.«

»Stimmt. Ich würde mir das Haus gern mal von innen anschauen.«

»Glauben Sie, dass sie ihn dort finden werden?«

»Rechnen muss man mit allem.« Silke von Weser schwieg. Ihr war nicht eben wohl zu Mute, das sah ich ihr deutlich an. Sie schien zu überlegen, ob sie bleiben oder weggehen sollte, aber sie blieb und schaute mir dabei zu, wie ich meine Schritte in Richtung Haustür lenkte.

Vor der Tür blieb ich stehen. Okay, es war eine Haustür, aber nicht irgendeine. Man konnte sie als eine Friesentür bezeichnen, die mit wunderbaren Schnitzarbeiten verziert war. Die Doppeltür hatte in den beiden oberen Hälften zwei Fenster, die keine echten waren, aber so aussahen. Man hatte das Holz eingekerbt und zwei Fenster geschnitzt, die gebogene Sprossen aufwiesen. Die Rahmen waren ebenso in einem dunklen Blau gestrichen wie das Tor am Beginn des Grundstücks.

Die Klinke hatte weder Rost noch eine sonstige Patina angesetzt. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sie oft bewegt worden war, und genau das tat ich jetzt auch.

Wie überall auf der Insel öffneten sich die Türen nur nach außen hin. Daran hatte ich mich schnell gewöhnt, aber ich war trotzdem überrascht, dass diese Tür hier nicht verschlossen war.

Die Klinke hielt ich noch fest, als ich mich zu Silke von Weser hin umdrehte. »Sind die Häuser hier in Keitum immer offen?«

»Nein, nein. Oder auch doch. Früher war es jedenfalls so. Aber heute ist das selten.« Sie war etwas durcheinander, weil sie auch nicht damit gerechnet hatte, dass es so einfach war, das Haus zu betreten. Ich hatte mich noch nicht getraut, über die Schwelle zu treten, zog die Tür allerdings weiter auf und warf einen Blick in das Innere.

Es gab einen Flur oder einen kurzen Gang. Ich sah die Umrisse verschiedener Türen, und dort wo der schmale Flur endete, stand eine Tür offen. Schwach malten sich die Umrisse verschiedener Möbelstücke ab. Dort musste sich der größte Raum befinden.

Mit dem nächsten Schritt ließ ich die Schwelle hinter mir und stand im Haus. Die Tür fiel nicht zu, weil Silke sie noch festhielt. Sie selbst blieb noch draußen.

Ich wusste, dass das Haus menschenleer war. Das spürt man einfach, und deshalb ging ich tiefer hinein. Ich öffnete die erste Tür und schaute in ein mit hellen und bemalten Kacheln ausstaffiertes Gäste-WC. Die Tür gegenüber führte in die Küche. Sie war klein, aber auch mit den typischen Möbeln eingerichtet, die aus Holz bestanden und eine knochenbleiche Farbe aufwiesen. Staub stellte ich nicht fest. In einem Wand-schrank sah ich hinter dessen Glasscheiben das Porzellan wohl aufgereiht hingestellt. Es gab überhaupt nichts, was verdächtig gewesen wäre, und trotzdem blieb bei mir das unheimliche Gefühl bestehen.

Friesenhäuser haben recht kleine Fenster. Andere hätten auch nicht gepasst. In meinem Fall allerdings wünschte ich mir größere Fenster, damit es heller wurde. So aber verteilte sich nur wenig Licht innerhalb der Räume.

Ich drückte auf einen Schalter an der Wand. Es passierte nichts. Man hatte den Strom wohl abgestellt.

»Ist das üblich, dass man hier ohne Licht lebt?«, fragte ich etwas spöttisch meine Begleiterin.

»Nein, bestimmt nicht.« »Okay, nehmen wir es hin.« Ich ging weiter, weil ich mir den größten Raum anschauen wollte. Es gab keine Treppe, die nach oben führte. Die Zimmer verteilten sich im unteren Bereich. Zur Rückseite hin öffnete sich das Haus. Es gab eine Tür zum Bad, das nicht unbedingt groß war. Ich schaute auch in ein Schlafzimmer hinein, in dem die Betten gemacht worden waren, und kümmerte mich dann um den größten Raum.

Silke von Weser war mir gefolgt. Ebenso wie ich stand sie etwas verloren im Wohnzimmer. Sie fühlte sich nicht wohl, was sie mir auch sagte.

»Ich komme mir vor wie eine Einbrecherin.«

Ich winkte ab. »Das müssen Sie locker sehen, Silke. Schließlich sind wir einem mörderischen Phänomen auf der Spur und wollen auch nichts stehlen.« »Trotzdem ist das nicht meine Art.« »Meine auch nicht.« Ich schaute mich im Wohnraum um.

Auch hier hatte man für eine nordische Einrichtung gesorgt. Helle Möbel und helle Kissen. Der Tisch bestand aus Glas, und der Schrank war graublau gestrichen worden. Hinter den Scheiben stand das Porzellan. Weißer Untergrund, blaues Muster, passend zu den Kissen, die auf den Sitzgelegenheiten lagen.

Nichts, aber auch gar nichts wies auf die Existenz eines Mörder-Mönchs hin. Man konnte wirklich den Eindruck bekommen, sich auf der falschen Fährte zu befinden.

Silke von Weser war in der Nähe der Tür stehen geblieben. Sie wirkte noch immer unglücklich und sah aus, als wollte sie das Haus so schnell wie möglich wieder verlassen.

Zu sagen brauchte sie nichts, ich sprach sie auch so an.  
»Wenn Sie wollen, können Sie gehen, Silke.«

Sie überlegte einen Moment. »Und Sie? Was ist mit Ihnen?«  
»Ich bleibe.«

Das begriff sie nicht. »Wieso wollen Sie bleiben, John? Hier ist nichts. Wir befinden uns in einem leeren Haus.«

»Das mag nach dem ersten Eindruck stimmen. Nur kann ich mir nicht vorstellen, dass es unbedingt so leer ist. Ich glaube nicht, dass sich der Mönch in Luft aufgelöst hat. Das ist einfach nicht drin. Er ist zwar nicht da, aber er ist präsent.«

»Woher wissen Sie das?« Ich drehte mich auf der Stelle und schaute mich dabei um. »Das spüre ich einfach.«

Silke von Weser wollte das nicht so einfach akzeptieren. »Tut mir Leid, aber da kann ich nicht mithalten. Ich sehe nichts. Es gibt keine Spuren, und auf Spekulationen habe ich eigentlich nie viel gegeben. Ich halte mich lieber an Fakten.«

»Ich auch, Silke.«

»Aber ...«

»Lassen wir das Thema. Ich denke, dass ich allein hier zurückbleiben werde. Es dauert ja nicht mehr lange, bis es dunkel wird. Dann könnte etwas Entscheidendes passieren.«

»Meinen Sie, dass er nur in der Dunkelheit erscheint?«

»Unter anderem. Die Taten sind in der Nacht passiert, wie ich hörte. Auch der letzte Mord. Da hat er sich Nelly Becker geholt. Er hat etwas mit ihr angestellt, sonst wäre ihr Gesicht nicht zu einer grauenvollen Fratze aus kleinen Würmern geworden. Ich weiß nicht, was da geschehen ist, aber ich kann mir sehr gut vorstellen, dass er sie entführt hat.« »Wohin denn?«

»In seine Welt. In sein Reich. In die Totenwelt. Man hat ihn lebendig begraben, eingemauert. Da muss in der Zwischenzeit etwas mit ihm geschehen sein, was über unser normales Begreifen hinweggeht.«

Sie schaute mich an. Sehr lange. Dann nickte sie. »Wenn Sie es so sehen, John, müssen Sie wohl bleiben. Aber haben Sie keine Angst?«

Ich zuckte die Achseln. »Was heißt Angst? Ohne Angst kein Mut. Aber Angst lässt einen Menschen auch vorsichtig werden,

und damit bin ich in meinem Leben immer gut gefahren.«

»Wenn das so ist, dann werde ich mich zurückziehen. Aber ich kann mir auch etwas anderes vorstellen.«

»Und was?«

»Dass er sich jetzt noch versteckt hält und erst wieder auftaucht, wenn es dunkel wird.«

»Das meinte ich ja.«

»Nein, nein, ich möchte es noch präzisieren. Er kehrt nicht wieder zurück in seinen Garten, sondern bewegt sich als unheimliches Phantom durch den Ort. Er macht Keitum unsicher. Er ist auf der Suche nach menschlicher Beute. Haben Sie daran nicht mal gedacht?«

»Habe ich. Aber hier -«, ich wies mit dem linken Zeigefinger zu Boden, »- hat er seine Basis, und ich bin sicher, dass er stets in dieses Haus oder in den Garten zurückkehren wird.«

Dem Argument hatte Silke nichts entgegenzusetzen. »Nun ja, wenn Sie das meinen, John. Sie sind der Fachmann. Ich verstehe mich nicht auf übersinnliche Phänomene.« »Seien Sie froh.«

Silke drehte sich um. Ich konnte mir vorstellen, dass sie nicht zufrieden war. Aber was sollte sie tun? Dieser Fall konnte nicht rational gelöst werden.

Sie ging in den Flur hinein. Ich folgte ihr, weil ich sie nach draußen begleiten wollte. Ohne sich zu drehen, sprach sie mich an. »Ich werde wohl nicht nach Hause gehen, John, sondern meinen Weg durch Keitum nehmen. Ich kann nicht mit dem Gedanken im Bett liegen, dass in diesem Ort ein unheimlicher Killer herumläuft, gegen den man nichts unternimmt. Das will mir nicht in den Kopf. Das ist auch gegen meine Natur. Ich hoffe, Sie haben dafür Verständnis.«

»Habe ich.«

»Danke.«

Sie hatte die Haustür als Erste erreicht und zog sie auf.

Ich war still geworden und lauschte praktisch in mich hinein.

Zugleich spürte ich die innere Unruhe, weil ich den Eindruck hatte, dass einfach irgendetwas in der Luft lag. Silke blieb auf der Schwelle stehen.

Im Haus war es mir nicht so aufgefallen, nun aber merkte ich schon die Veränderung im Freien. Der Himmel hatte sich noch mehr zugezogen.

Er erinnerte mich jetzt an einen riesigen Putzlappen, der über der Welt lag und nichts mehr durchließ.

Die Umgebung lag plötzlich in einer November-Depression, die in den letzten Jahren bei vielen Menschen so in geworden war. Man konnte diese Zeit auch die Stunde zwischen Tag und Traum nennen, aber die Romantik war mir in diesem Fall vergangen, wenn man an drei ermordete Frauen und einen Killer aus dem Jenseits dachte.

Silke von Weser ging noch nicht weiter. Ich bekam mit, dass sie fröstelte.

»Was ist los, Silke?«

»Ha, ich kann es Ihnen nicht genau sagen, John. Aber etwas ist anders geworden.«

»Und was?«

»Keine Ahnung. Kälter, seltsam kälter. Ich fürchte mich vor etwas, das ich nicht sehen kann. Komisch, nicht wahr? Ich habe einfach das Gefühl, bedroht zu werden. Als hätte sich etwas verändert. Aber hier hat sich nichts verändert.«

Der letzte Satz war mehr als Frage gesprochen worden, und Silke blieb auch nicht länger auf der Schwelle stehen. Sie wollte endlich in den Vorgarten gehen und ...

Sie drehte sich nach links. Zwei Schritte hatte sie schon hinter sich gelassen.

Ich stand noch immer auf dem Fleck und hielt die Tür fest, als ich ihren Schrei hörte.

Mit einem langen Sprung war ich bei ihr. Wie zur Salzsäule erstarrt stand sie auf der Stelle und hielt ihren linken Arm in eine bestimmte Richtung gestreckt.

Dort sah ich den Grund ihres Schreis.  
Da stand der Mönch!

\*\*\*

Jeder Mensch erlebt Überraschungen, dagegen bin auch ich nicht gefeit, und ich musste zugeben, dass ich mit dieser Überraschung beim besten Willen nicht gerechnet hatte. Der Mönch stand an der gleichen Stelle, an der wir ihn auch vermutet hatten. Aber dass dies so plötzlich geschah, das haute mich schon um. Beide waren wir sprachlos geworden.

Wir schauten ihn nur an. Ich hätte mir zwar mehr Licht gewünscht, aber es war trotz des bleigrauen Himmels immer noch hell genug, um Einzelheiten auszumachen.

Es war wirklich nicht zu erkennen, ob der Mönch stand, saß oder kniete. Er sah wirklich versteinert aus, und wahrscheinlich war er das auch. Man hatte ihn eingemauert, und er war nicht verfault, sondern versteinert. Es war auch noch die Kutte zu sehen und die dazugehörige Kapuze, die er so weit über den Kopf gezogen hatte, dass der Rand bis in die Stirn hineinreichte.

Von seinem Gesicht sahen wir nichts. Genau dort, wo es sich hätte befinden müssen, war einfach nur ein dunkles Oval. Als hätte jemand eine tiefe Schwärze dort regelrecht hineingedrückt. Das Schwarz der Hölle, so konnte man es sehen.

Vor meiner Brust hing das Kreuz. Es hatte sich bisher nicht »gemeldet« und nicht den geringsten Wärmeschub über meine Haut geschickt. Das hätte eigentlich sein müssen, da ich mich recht nahe bei ihm befand. Nichts geschah. Nur die Steinfigur war erschienen, und sie war bestimmt nicht vom Himmel gefallen.

Silke von Weser hatte sich wieder soweit gefangen, dass sie zum mindest atmen konnte. Sie bewegte sich auch und drehte mir jetzt ihren Kopf zu. Ihre Augen standen weit offen, auch der

Mund war nicht geschlossen, und sie schüttelte sehr langsam den Kopf, um mir zu zeigen, dass sie mit diesem Phänomen nicht zurechtkam.

»Das ist er, John.«

»Ja.«

»So kenne ich ihn. So können ihn die Menschen sehen, die hier vorbeikommen. Mein Gott.« Sie drückte ihre Hand gegen den Busen. »Wie ist das möglich?«

»Keine Sorge, ich werde es herausfinden.«

Die Antwort beruhigte Silke nicht. Sie drehte nervös den Kopf, schaute in die verschiedenen Richtungen. Sie hörte auch die Geräusche eines Flugzeugs, das zur Landung ansetzte, sie sah die vereinzelten Lichter in der Umgebung durch die Lücken zwischen den Bäumen schimmern, aber es gab um uns herum keine Bewegung. Der Mönch war allein.

»Sie bleiben zurück, Silke.«

»Und Sie, John? Was machen Sie?«

Ich zeigte ihr ein kurzes Lächeln. »Ich werde mir unseren Freund mal aus der Nähe anschauen.«

»O Gott, das ...«

»Bitte, keine Panik.«

Bevor ich ging, zog ich das Kreuz von meiner Brust weg und ließ es in der rechten Seitentasche der Lederjacke verschwinden. So würde ich schneller an meinen Talisman herankommen, wenn ich ihn brauchte.

Die Figur stand zwischen den Bäumen. Sie war für mich nichts anderes als eine Figur, noch nicht. Aber ich wollte, dass sie zum Leben erweckt wurde, wie immer das Leben auch aussehen mochte, das sicherlich nichts mit dem menschlichen gemein hatte.

Es war wie im Film. Ich fühlte mich als Protagonist, der vom Regisseur die Aufgabe bekommen hatte, mit bestimmten Bewegungen auf ein besonderes Ziel zuzugehen.

Das tat ich auch ohne Anweisung. Ich ging langsam. Ich ließ

den Mönch nicht aus dem Blick und konzentrierte mich vor allen Dingen auf die Schwärze in der Kapuzenöffnung. Wenn es so etwas wie Leben gab, dann würde es sich dort zeigen, davon war ich überzeugt.

Ich schaufelte das Laub mit meinen Füßen weg, ohne dass ich es sah. Es waren nur Geräusche zu hören, wenn die Blätter über den Untergrund wischten und sich aneinander rieben.

Der Mönch rückte näher, ohne dass sich bei ihm etwas veränderte. Ich sah ihn immer deutlicher, weil er sich aus seiner düsteren Umgebung regelrecht hervorschälte.

Auch aus der Nähe musste ich ihn immer noch als eine kalte und unheimliche Gestalt ansehen. Da war nichts Positives zu entdecken. Er ging ein in die Düsternis, und er war selbst aus der Düsternis gekommen. Ich hätte mir einen derartigen Typen nicht in meinen Garten gestellt, aber der Geschmack der Menschen ist ja zum Glück verschieden.

Ich erreichte ihn, ohne dass sich etwas getan hätte. Auch meine ursprüngliche Spannung hatte nachgelassen, aber auch aus der Nähe betrachtet sah er immer weniger aus wie eine normale Steinfigur, denn das lag einzig und allein an der tiefen Schwärze, die das Gesichtsloch ausfüllte. Sie war tatsächlich ohne Licht. Es gab keinen hellen Schimmer, kein Grau, keine Löcher oder Streifen, einfach nur die verdammte Schwärze, die mich faszinierte und etwas in meinem Kopf auslöste, das für mich auf der Hand lag.

Diese Schwärze verströmte nur einer - der Spuk!

Der Letzte der Alten Götter. Derjenige, der die Seelen der getöteten Dämonen sammelte und durch sie sein finsternes Reich immer weiter ausbauen konnte.

Er war die Schwärze. Er existierte ohne Licht. Er lebte in seinem Reich, das für einen Menschen nicht zu begreifen war. Als ich mich jetzt auf diesen absolut finsternen Ausschnitt konzentrierte, da überkam mich das Gefühl, ins Nichts zu schauen und zugleich tief in die Vergangenheit der Welt zu

blicken, denn es gab den Spuk bereits seit Äonen.

Jetzt war mir auch klar, warum sich mein Kreuz nicht gemeldet hatte. Es stand dem Spuk neutral gegenüber. Es entstammte einem anderen Kreis. Es bekämpfte das Böse, das stimmte schon, aber auch für meinen Talisman gab es Grenzen, und ich stand mal wieder vor einer solchen.

Der Kopf war hohl und trotzdem gefüllt. Die Schwärze erinnerte mich an eine Mauer und zugleich daran, dass sie den Beginn eines tiefen Tunnels darstellte.

Hier kam wirklich einiges zusammen, und ich dachte darüber nach, wie ich reagieren sollte. Ich hatte viele Siege errungen, aber für mich stand fest, dass ich den Spuk mit meinen Waffen nicht zerstören konnte. Ich konnte ihn zurückschlagen, ich konnte sogar mit ihm verhandeln, das hatte die Vergangenheit bewiesen, aber er ließ sich auf nichts ein, wenn es um seine Interessen ging.

Trotzdem würde ich mich um das pechschwarze Oval kümmern. Daran ging kein Weg vorbei, aber ich hatte auch noch etwas anderes vor. Es ging mir um eine Berührung der Außenhaut, da ich wissen wollte, ob sie tatsächlich aus Stein bestand.

Der Stein war sicher mal dunkel oder grau gewesen. Im Laufe der Jahre allerdings hatte er eine gewisse Patina erhalten, und so zog sich über seine Außenhaut ein grüner Schimmer hinweg, eben wie Grünspan oder festgefressenes Moos.

Mit der linken Handfläche strich ich von seiner Schulter herab über den Arm hinweg nach unten.

Ja, es war Stein. Feucht, kalt und auch hart spürte ich den Druck unter meiner Hand. Ich ließ sie weiter hinabgleiten, ohne dass eine Veränderung eintrat. Ich hätte ebenso gut in einem Museum stehen und ein ganz normales Denkmal anfassen können. Aber es gab noch den ovalen Gesichtsausschnitt mit der absoluten Schwärze. Um ihn kümmerte ich mich als Nächstes. Ich überlegte kurz, ob ich es mit dem Kreuz versuchen sollte und kam zu dem Ergebnis, dass es schon

besser war.

Also holte ich das Kreuz hervor und hätte mir gewünscht, dass es sich erwärmt. Leider trat dieser Fall nicht ein. Ich zwang mich zur Ruhe, als ich das Kreuz nahe an den pechschwarzen Gesichtsausschnitt heranbrachte, meine Gedanken abstellte und das Kreuz dann zusammen mit einem Teil meiner Hand in die Schwärze tauchte.

Es passierte nichts und trotzdem etwas. Ich sah, wie der vordere Teil meines Kreuzes zusammen mit meinen Fingern in der Schwärze verschwand. Beides wurde einfach geschluckt, und ich spürte die Kälte dort wie einen Druck. Zudem sah ich, dass sich über den Rest des Kreuzes ein schwarzer Schatten gelegt hatte, als wollte das verdammte Oval meinen Talisman zu sich holen.

Nein, so war der Mönch nicht zu zerstören. Nicht ohne eine Aktivierung des Kreuzes. Wenn ich die Formel rief, dann strahlten die Anfangsbuchstaben der Namen der vier Erzengel auf. Dann kam es zu einer regelrechten Lichtexplosion, dann war so etwas wie ein Wunder perfekt. Um dies zu erreichen, musste ich erst die Formel rufen, damit die Kräfte erwachten.

Ich zog die Hand zurück. Ich hoffte, dass es einfach sein würde, aber ich hatte nicht mit der Raffinesse des Mönchs oder des Spuks gerechnet. In den folgenden Sekunden trat ein Phänomen auf, das einiges erklärte, denn die Steinfigur bewegte sich.

Ich hörte noch ein leises Schaben oder Knirschen. Ich sprang einen Schritt zurück und hätte lieber schon die Formel rufen sollen. So aber blieb ich zweiter Sieger.

Vor meinen Augen löste sich die steinerne Gestalt des Mönchs auf. Ich wusste jetzt endgültig, dass ich zu spät gehandelt hatte. Ich ärgerte mich auch, aber es hatte keinen Sinn, sich zu grämen, denn die Macht der anderen Seite war stärker.

Die Schwärze verließ die Umgebung des Gesichts. Sie breite-

te sich wie ein großer Mantel aus, der leicht durchsichtig war. Innerhalb weniger Sekunden hatte sie die gesamte Gestalt erfasst und vor meinen Augen aufgelöst.

Ich stand auf dem Fleck und tat nichts. Ein letzter schwarzer Nebelstreifen huschte zwischen den Bäumen hindurch, dann war der Mönch verschwunden.

Jetzt wusste ich Bescheid, aber es war verdammt schwer, eine Erklärung für dieses Phänomen zu finden. Wie so oft bei magischen Vorgängen, die manchmal unerklärbar blieben.

Ich stand auf der Stelle und kam mir vor wie ein Verlierer. Die Zeit war ebenfalls für mich so gut wie nicht mehr vorhanden. Erst als ich hinter mir Silke von Wesers Stimme vernahm, erwachte ich aus meiner Lethargie.

»Das habe ich doch nur geträumt -oder?«

Ich drehte mich langsam um. Schon in der Bewegung schüttelte ich den Kopf. »Nein, Silke, das haben Sie nicht geträumt. Es hat den Mönch gegeben, und jetzt ist er wieder verschwunden. Er kehrte ein in das Reich der absoluten Schwärze, in dem es einen Herrscher gibt, der sich Spuk nennt. Er hat sich seiner Seele bemächtigt. Er muss eingegriffen haben, als dieser Mönch auf die Insel geschafft und eingemauert wurde, um dann zu sterben. Er hat sich seine Seele geholt und sie in sein Reich integriert, und er hat dafür gesorgt, dass der Körper nicht verweste, sondern versteinerte.«

Die Frau hatte mir zugehört, ohne mich zu unterbrechen. Nun schüttelte sie den Kopf. In ihrem Gesicht malten sich Erstaunen und Unglauben zugleich ab.

»Und Sie glauben wirklich an das, was Sie mir da gesagt haben, John? Oder war das nur so dahin geredet?«

»Nein, das war es nicht. Ich habe nur nach einer Erklärung gesucht und mir eine zurechtgelegt, die vorläufig noch passt. Ob ich damit ins Schwarze getroffen habe, weiß ich nicht, aber die Schwärze ist in diesem Fall wichtig, wenn auch in einem anderen Zusammenhang.«

»Erklärt das die drei Toten?«, fragte Silke.

»Leider nicht«, erwiderte ich, »aber es ist möglicherweise ein Anfang. Der Mönch war schließlich als Frauenheld bekannt. Man hat ihn ja nicht grundlos verstoßen. Daran müssen wir auch denken. Ich weiß nicht, ob er in seinem normalen Leben Frauen getötet hat, aber es könnte so gewesen sein. Und genau das hat er in seiner neuen Existenz auch nicht vergessen.«

»Er macht also dort weiter, wo er aufgehört hat.«

»So kann man es sehen.« »Und warum hat man ihn damals nicht getötet?«, fragte Silke. »Ich meine, direkt getötet?«

»Keine Ahnung. Er war ein Kirchenmann, und die Kirche wollte unter Umständen ihr Gesicht wahren. Also hat man sich ihm auf eine andere Art und Weise entledigt und ihn den Menschen hier auf der Insel überlassen. Sie haben ihn dann auf ihre Art und Weise vernichtet. So kann es unter Umständen gelaufen sein.«

»Und jetzt ist er wieder da«, flüsterte Silke vor sich hin. »Und macht da weiter, wo er aufgehört hat. Er ist also nicht normal gestorben. Man hat ihn geholt. Ein Dämon, eine Gestalt, den Sie Spuk nennen, hält seine Seele gefangen, lässt ihn aber wieder frei.« Sie legte den Kopf zurück und begann zu lachen. »Das ist doch unglaublich. Tut mir Leid, aber das kann ich nicht kapieren.«

»Und ich kann Ihnen nicht mal einen Vorwurf machen, Silke.«

Sie lachte wieder. »Was ich hier gesehen habe, das kann ich gar nicht erzählen. Das würde mir niemand glauben. Das ist unfassbar, und Sie haben Tag für Tag mit ähnlichen Phänomenen zu tun. Oder nicht?«

»So ist es.«

Sie schüttelte sich. »Grauenhaft. Ich glaube, ich würde irgendwie durchdrehen.«

»Man gewöhnt sich an alles. Sogar an die Gefahr, die einen Menschen tagtäglich umgibt.« Ich räusperte mich. »Leider ist

der Fall mit dem Verschwinden des Mönchs nicht gelöst.«

»Sie meinen, dass er wiederkommt?«

»Ja.«

»Um weiter zu morden?«

»Wir müssen davon ausgehen.«

Silke von Weser ballte die Hände zu Fäusten. »Aber warum lässt er seine Opfer so schrecklich aussehen? Was haben sie gesehen? Was haben sie erlebt? Sie sind sogar als Menschen zurückgekehrt und starben erst dann richtig. Warum? Was waren sie?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, noch nicht.«

»Haben Sie auch keine Vermutung?« »Das bringt nichts. Ich nehme an, dass er sich auf seine Art und Weise mit ihnen beschäftigt hat. Er hat sie in eine andere Welt geschafft. In eine Welt, die für uns nicht sichtbar ist, die aber existiert. In ein Pandämonium ...«

»Ja«, flüsterte sie. »Ja, das ist alles okay für Sie, aber nicht für mich. Das sind Begriffe, mit denen ich beim besten Willen nichts anfangen kann. Ich nehme es einfach hin. Ich weigere mich auch, es zu begreifen. Außerdem weiß ich, dass ich es nicht begreifen kann. Es ist zu hoch für mich.« Sie trat hart auf den Boden und schaute gegen das Haus. »Aber an eines glaube ich schon. Dieser Mörder-Mönch wird nach Keitum zurückkehren und hier weitere Leichen hinterlassen. Falls man ihn nicht stoppen kann.«

»Genau das werde ich versuchen.« »Und wie?«

Ich lächelte etwas bissig. »Er wird kommen, Silke, und ich werde ihn erwarten.«

»Sie?« Unwillkürlich wich sie einen Schritt zurück. »Ja. Wer sonst?«

»Pardon. Das ist mir nur so herausgerutscht.« Sie strich mit einer nervösen Bewegung durch ihr Haar. »Ich denke, dass ich mich jetzt zurückziehen werde.«

»Daran möchte ich Sie auch nicht hindern. Aber wo kann ich

Sie finden, Silke?«

»Ich werde nicht in meine Wohnung gehen, sondern zu Claas Claassen ins Hotel fahren. Vielleicht warte ich auch dort einen Teil der Nacht ab. Ich bin mir sicher, dass etwas geschehen wird, und hoffe nur, dass es keine unschuldige Frau trifft.«

»Das ist wirklich zu wünschen.« Sie reichte mir die Hand. Ihre Finger zitterten dabei. »Viel Glück, John.«

»Danke, das kann ich gebrauchen.« Silke von Weser ging. Sie hielt dabei den Kopf gesenkt und schaute auch nicht auf das Haus. Es schien, als wollte sie von all den Dingen nichts mehr wissen. Sie hatte den Schrecken gesehen und war Zeugin des Unbegreiflichen geworden. Um das zu verkraften, benötigte sie Zeit, viel Zeit, und ich hoffte, dass sie diese Zeit auch bekam. Mein weiteres Vorgehen konnte ich nicht in einen normalen Plan hineinpacken. Es gab keine Schritte, die man der Reihe nach vorging. Für mich war im Augenblick nur diese Umgebung wichtig. Hier war der Mönch erschienen, hier war er verschwunden, und hier würde er auch immer wieder auftauchen, denn irgendetwas musste ihn an diesen Ort zurückziehen, und es konnte durchaus seine Sterbestelle sein ...

\*\*\*

Silke von Weser hatte sich noch nie gefürchtet, wenn sie allein durch Keitum gegangen war. In diesem Fall war alles anders geworden. Dabei liebte sie auch die Tage im November, wenn die Dunkelheit früh hereinbrach, sich Dunst bildete und wie die langen Arme von Totengeistern in die Straßen und Gassen hineinkroch, um den Menschen zu zeigen, wer die wahren Herrscher waren.

Dunst hatte sich an diesem frühen Abend oder späten Nachmittag zwar gebildet, aber er war nicht zu einem hinderlichen Nebel geworden, der die Sicht nahm und alles verschlang. Er hielt sich zumeist in Bodennähe auf oder drang höchstens bis

an die hellen Köpfe der wenigen Straßenlampen heran, die er dann umschlang und dafür sorgte, dass das Licht seine Klarheit verlor und zu einem gespenstischen Wesen wurde.

Jetzt leuchteten die Lichter hinter den Fenstern. Noch hatten die Geschäfte und Boutiquen nicht geschlossen. In den Lokalen wartete man auf die Gäste, die schon bald zum Essen erscheinen würden. Auf den Straßen fuhren weniger Autos, und auf dem kleinen Hügel außerhalb des Ortes stand die Kirche von St. Severin wie eine kleine Trutzburg, denn auch sie wurde in der Dunkelheit angestrahlt.

Silke von Weser mied die Hauptstraßen, wenn sie durch Keitum ging. Daran änderte sich auch in der Dunkelheit nichts. In diesem Fall aber wollte sie so viel Licht wie möglich haben, denn die Schatten kamen ihr plötzlich gefährlich vor.

Es gab einfach zu viele von ihnen, und in jedem dieser Verstecke konnte der Mörder-Mönch lauern. Er hatte ihr nichts getan, aber sie fürchtete sich trotzdem vor ihm. Nicht so sehr aufgrund seines Anblicks, ihr machte etwas anderes mehr Angst. Er hatte sie gesehen! Ja, er hatte sie gesehen, auch wenn er keine Augen besaß. Das wusste Silke. Auf eine eigene Art und Weise hatte er sie mit seinem pechschwarzen Nichtgesicht angeschaut, und sehr genau hatte sie das kalte Grauen gespürt, das von ihm abstrahlte. Ein Grauen, das nicht zu fassen und nicht zu erklären war, das sie aber bis dicht an die Schwelle des Todes heranbringen konnte.

Als sie dieser Vergleich überkam, da erfasste sie auch eine Kälte, wie Silke sie nie zuvor erlebt hatte. So etwas konnte einfach nur durch ihre verdammte Angst entstehen, die für sie völlig neu war. Nie zuvor hatte sie dieses Gefühl überfallen, und *sie* lief plötzlich sehr schnell weiter, um an einer bestimmten Stelle stehen zu bleiben, weil sie von dort die angestrahlte Kirche St. Severin sehen konnte. Sie musste einfach hinschauen, um die Angst loszuwerden und ihren Mut wiederzufinden. Wie oft schon war sie in der Kirche gewesen, um Trost zu

finden, wenn es ihr schlecht gegangen war. Sie hatte ihn gefunden, und auch jetzt merkte sie, dass die kalte Angst allmählich von ihr abfloss und sie wieder zu einem normalen Menschen wurde.

Du musst dich zusammenreißen! Du darfst jetzt nicht durchdrehen!, hämmerte sie sich ein.

Nur war das leichter gedacht, als getan, denn der Anblick des Nichtgesichts wollte einfach nicht aus ihrer Erinnerung verschwinden. Das würde auch noch lange so bleiben.

Etwa eine Minute lang saugte sie den Anblick der Kirche in sich auf. Dann ging sie weiter und blieb auf der Hauptstraße, bis sie fast das Ortsende erreicht hatte und bereits in Richtung Westerland sehen konnte. An der Straßenecke musste sie nach links einbiegen, um zum Hotel zu gelangen. Kein Problem, aber diese Straße war sehr finster. Nur am oberen Ende gab es eine kleine helle Insel mit zwei, drei Geschäften. Aus der Teestube gegenüber kamen die letzten Gäste und zogen fröstelnd die Kragen ihrer Jacken oder Mäntel hoch.

Weiter die Straße runter. Dann nicht weit vor dem Bahnübergang nach links einbiegen, und sie war so gut wie da.

»Das schaffe ich!«, flüsterte sie vor sich hin. »Verdammt noch mal, das schaff eich!«

Dann ging sie los.

Es glich schon fast einer kleinen Flucht.

Vor ihren Lippen kondensierte der Atem. Nur einmal kamen ihr Menschen entgegen. Die kleine Gruppe ging jedoch auf der anderen Straßenseite und tauchte kurz ein in die Außenbeleuchtung eines Frisörgeschäfts. Dann ging es für sie weiter, und der Druck in ihrem Nacken verstärkte sich, als hätte sich dort dieser verfluchte schwarze Schatten festgesetzt, der sie jagte.

Aber nichts passierte.

Sie erreichte die Straße, in der auch das Deich-Hotel lag. Der erste Teil war recht dunkel. Der Boden war jetzt eben, und sie

konnte besser darauf laufen, denn dieses Teilstück war vor kurzem asphaltiert worden.

Durch das schnelle Laufen war sie ins Schwitzen geraten. Aber sie fror auch. Immer dann, wenn sie an den verdammten Mönch dachte, der ihr einfach nicht aus dem Sinn wollte. Er war so schrecklich, so grauenhaft, und für sie gab es keinen Grund, dass er überhaupt noch existierte. Egal ob tot oder untot...

Untot?

Silke von Weser erschrak bei dem Gedanken. Sie konnte selbst nicht sagen, wie sie plötzlich auf diesen Begriff gekommen war, der eigentlich nicht zu ihrem Repertoire gehörte.

Das war ein Ausdruck für das Horror-Kabinett. Aber passte das Erlebte nicht dazu?

Bestimmt. Der Horror des Lebens war es, der sie gestreift hatte. Ihr Blick fiel nach links. Herrlich, da schimmerten die Lichter des Hotels.

Sie lief an den hell gestrichenen Gattern entlang. Auf den beiden Wiesen hatten sich die Schafe längst zur Ruhe gelegt. Noch nieselte es nicht, aber der Wind hatte etwas zugenommen und biss gegen ihr Gesicht.

Silke hörte schon das Knattern der Fahne am Mast, als sie wieder mal den Kopf anhob. Die Szenerie hatte sich etwas verändert. An der linken Seite lag der gut mit Autos gefüllte Parkplatz. Vor ihr sah sie das Haupthaus des Hotels. Die Bar war ebenfalls erleuchtet. Sie lag von der Tür aus gesehen links, und sie glaubte sogar, den Besitzer zu erkennen, wie er mit einem Gast sprach.

Es war alles so normal. Es bestand überhaupt kein Grund zur Furcht.

Bis zu dem Moment, als Silke von Weser die Welt nicht mehr verstand. Noch vor einer Sekunde hatte sie bis zur Tür schauen können, das war jetzt zwar auch möglich, aber es hatte sich trotzdem etwas verändert. Jemand stand genau zwischen ihr

und der Tür.

Es war der Mörder-Mönch!

\*\*\*

»Geht es Ihrer Frau wieder besser, Herr Brass?«

Der Angesprochene hob die Schultern und lachte leise auf.

»Wie man es nimmt«, sagte er. »Ja, es geht ihr besser, aber sie möchte allein bleiben. Das heißt, mit unserem Junior. Sie wird auch auf dem Zimmer etwas essen. Der Kleine ist außerdem ziemlich kaputt, weil ich mit ihm schwimmen war.« Brass hob die Schulter an. »So ist das Leben, Herr Claasen. Es gibt immer wieder Überraschungen.«

»Da sagen Sie was!« Claas Claasen hatte zur großen Flasche gegriffen und auch zwei Gläser auf die blanke Theke gestellt. Aus der Öffnung rann zwei Mal die alte Pflaume in die Gläser, und Andy Brass verzog das Gesicht.

»Nein, nein, nein, ich bin in der vorletzten Nacht so verdammt krank gewesen.«

»Aber gestern war alles im Lot, nicht?«

»So gesehen schon.« Andy Brass hob seine Kaffeetasse an und trank sie leer.

»Sehen Sie, dann können Sie einen guten Schluck auf den großen Schreck vertragen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Klar doch.«

Brass griff nach dem bauchigen Glas. Auch der Hotelier hob seines an.

»Worauf trinken wir?«, fragte Andy.

»Darauf, dass ein verdammter Mörder-Mönch zur Hölle fährt«, erklärte Claas.

Brass sagte gar nichts. Durch die Gläser seiner Brille staunte er den Mann hinter der Theke nur an. »He«, flüsterte er schließlich. »Solche Worte aus Ihrem Mund habe ich ja noch

nie gehört.«

»Tja, manchmal muss man eben weit über den eigenen Schatten springen, mein Lieber.«

»Das sehe ich jetzt auch so. Prost.«

Sie genossen die alte Pflaume, doch als Andy sein Glas abstellte, verzog er das Gesicht. »Also, wir haben ja Schwein gehabt. Vor allen Dingen ich. Wenn ich an das Gesicht denke, das ich hinter der Scheibe gesehen habe, das war einfach grauenhaft. So etwas glaubt mir kein Schwein. Das ist nicht zu erklären, verflucht noch mal. Da kann man durchdrehen - und«, er hob den rechten Arm und streckte den Zeigefinger aus, »ich kann ja von Glück sagen, dass ich noch lebe. Wenn ich mir Nelly Becker vor Augen hole, dann hat sie ausgesehen wie eine Gestalt aus dem Horror-Film, und die holen sich ja ihre Opfer, zerfleischen, zerreißen, foltern und fressen sie.« Er schüttelte sich. »Grauenhaft, wenn ich daran denke.«

Claasen stellte das Glas weg. »Jetzt haben wir ja Hoffnung«, erklärte er.

»Ja, dieser John Sinclair.«

»Genau.«

»Ich habe ihn kurz gesehen. Macht einen sympathischen Eindruck.« Andy musste laut lachen. »Der sieht nicht so aus wie die Vampirjäger, die man aus den entsprechenden Filmen kennt. Der läuft ja ganz normal durchs Leben.«

»Das kann man mit Fug und Recht behaupten, Herr Brass. Ich kenne ihn schon länger.«

Andy verengte die Augen und gab seiner Stimme einen gedehnten Klang. »Da hat es ebenfalls Ärger gegeben, nicht wahr?«

»Zwei Mal. Aber das ist ausgestanden, denn aller guten Dinge sind schließlich drei. Außerdem hoffe ich, dass er beim nächsten Besuch mal als Urlauber auf die Insel kommt und hier einige schöne Tage genießt. Am besten zu dieser Jahreszeit, da ist die Insel leerer.«

»Und die ganzen Schaumacher sind weg, nicht?«

»Das haben *Sie* gesagt.«

»Ist doch so.« Andy nahm den zweiten Schluck. Als er das Glas wegstellte, sprach er weiter. »Ich habe meiner Frau gesagt, dass ich noch etwas frische Luft schnappen will. Dann werde ich zusammen mit Susan hier unten eine Kleinigkeit essen. Ich hoffe, dass sie den leiblichen Genüssen wieder zugetan ist. Der Koch ist wirklich stark.«

»Danke. Freut mich.«

Andy Brass umfasste wieder das bauchige Glas. Noch immer schimmerte etwas von der Flüssigkeit darin, die er durch leichtes Drehen in Schwenkbewegungen brachte. Er roch auch an der Glasöffnung und verdrehte leicht die Augen. »Das ist immer noch ein Genuss, auch wenn er mich mal umgehauen hat.«

Sekunden später hatte er den Schwenker bis auf den letzten Tropfen geleert. »So, auf geht's. Erst frische Luft schnappen, danach etwas essen ...«

»Und dann?«

Brass lachte wieder. »Dann sehen wir mal weiter. Ich werde Susan wohl mitbringen und ihr erklären, dass sie hier viel sicherer ist als mit dem Junior allein im Zimmer. Außerdem habe ich ihr ein gesundes Getränk versprochen.«

»Und das wäre?«

»Keine Sylt-Quelle.« Andy lachte wieder. »Sondern eine Apotheke.«

»Nein!«

»Doch!«

Claasen verdrehte die Augen. »Sie sind unverbesserlich.«

»Sagt mein Weib auch immer. Aber sie kann leider nichts daran ändern. Bis gleich dann.«

Brass griff nach seiner Jacke, faltete sich hinter der Theke hervor und ging zur Tür. Im Vorraum streifte er die Jacke über, ließ seine Kappe noch in der Tasche stecken.

Wenig später stieß er die Tür auf und zog fröstelnd die Schultern hoch, denn es war doch kühler geworden. Auch der Wind schlug gegen sein Gesicht, und der Blick gegen den Himmel ließ seine Skepsis noch anwachsen. Es war kein einziger Stern zu sehen. Wie eine dicke Masse lagen die Wolken über ihm.

Dann ging er los. Einmal kurz ins Dorf und wieder zurück. Das war in einer halben Stunde zu schaffen. Da hatte dann auch der Junior die nötige Bettschwere.

Andy hatte kaum den Bereich der Außenbeleuchtung verlassen und wollte auf die Zufahrt zugehen, als er stehen blieb wie von einem Hammerschlag getroffen.

Vor ihm standen zwei Gestalten!

Eine drehte ihm den Rücken zu, und sie sah tatsächlich aus wie ein Mönch.

Die andere Gestalt war ein normaler Mensch. Eine Frau, die er nicht kannte. Sie sagte kein Wort, aber Brass sah auf den ersten Blick, dass sie vor Angst zitterte ...

\*\*\*

Er ist gekommen! Er ist da! Er hat mich verfolgt! Jetzt ist er hier, um mich zu holen! Er hat mich nicht vergessen. Ich habe es gewusst. Ich habe seine Aura gespürt, und er hat auch darüber kein Wort zu sagen brauchen. Ich wusste es.

Diese und ähnliche Gedanken schossen Silke von Weser durch den Kopf.

Sie war nicht in der Lage, sie zu ordnen. Sie konnte auch nichts unternehmen. Der Schreck hatte sie bei diesem Anblick gelähmt. Und so war sie unfähig, auch nur einen Schritt zur Seite zu gehen und die Flucht zu ergreifen.

Trotz ihrer Angst sah sie alles verdammt deutlich. Die Todesfurcht schien ihre Sinne geschärft zu haben, sonst hätte sie die Einzelheiten kaum wahrgenommen, die ihr jetzt auffielen. Sogar die Falten in dem angeblichen Steingewand fielen ihr

auf. Sie sahen heller aus als die übrige Umgebung und sie glaubte sogar, die grüne Farbe erkennen zu können. Aber es gab noch das Gesicht! Nein, das Nichtgesicht. Das verdammt Oval mit der tiefen Schwärze, die auf der normalen Welt gar nicht vorkam. Aber sie war hier. Die Gestalt hatte sie aus der Hölle mitgebracht, und genau sie war der Mittler zwischen ihnen beiden.

Während sich die Frau nicht bewegte, nahm der Mönch Kontakt zu ihr auf. Er schickte ihr etwas von sich selbst, und genau dieses für sie nicht zu definierende Etwas jagte ihren Herzschlag in die Höhe und machte sie fast krank. Silke konnte sich noch immer nicht vorstellen, woher diese Gestalt gekommen war. Aber sie war da, und daran gab es keinen Zweifel. Außerdem war sie mit diesem verfluchten Unhold allein. Von der Straße her fuhr auch kein Wagen über die Zufahrt, um auf dem Parkplatz abgestellt zu werden, das alles war in weite Ferne gerückt und kam ihr vor wie von dem Unheimlichen gelenkt.

Und dann bewegte er sich. Auch das lief anders ab als bei einem gewöhnlichen Menschen. Der Mörder-Mönch schien gewisse Startprobleme zu haben, weil er zunächst aus einer gewissen Starre erwachen musste. Das passierte nur langsam, und trotzdem erhielt Silke nicht die Chance zur Flucht.

Sie stand einfach unter dem Bann des Fremden. Unter dem Eindruck des Nichtgesichts, das trotzdem etwas ausstrahlte, dem sie auch beim besten Willen nicht entkommen konnte.

Sie zitterte.

Urplötzlich, als hätte ihr jemand einen Schwall eiskaltes Wasser über den Kopf gekippt. Es waren die ersten Bewegungen, doch sie gaben keinen Anlass zur Hoffnung, denn es war ihr nicht einmal möglich, einen Schritt nach vorn oder nach hinten zu gehen.

Dann geschah etwas.

Die Stille wurde von einem Geräusch unterbrochen, das der

Frau sehr bekannt vorkam. Im ersten Augenblick wusste sie nicht, wo sie es einordnen sollte, dann aber sah sie, dass sich hinter der Gestalt etwas bewegte und sich dort auch das Licht verändert hatte.

Jemand verließ das Haus.

Er ging den normalen Weg. Silke wollte schreien und den Gast auf sich aufmerksam machen, aber es kam alles anders. Sie hörte einen Schrei, und noch in der gleichen Sekunde stürzte sich der Mann dem verdammten Mörder-Mönch entgegen ...

\*\*\*

Andy Brass wusste selbst nicht, aus welchem Grunde er so schnell handelte. Wahrscheinlich war in ihm der Beschützerinstinkt geweckt worden, und was nun folgte, das musste er einfach durchziehen.

Die Distanz zwischen ihm und dem Mönch war keine Rede wert. Brass lief noch zwei Schritte nach vorn, und während dieser Bewegung wurde ihm bewusst, dass er dabei war, etwas zu tun, was er noch nie in seinem Leben getan hatte.

Es ging hier nicht um irgendeinen Spaß, um ein lockeres Einmischen, Andy ahnte, dass es genau auf ihn ankam, ob die Frau gerettet wurde oder nicht.

Er dachte auch nicht an die Gefahr, die ihm drohen konnte, er stieß sich nach dem zweiten Schritt ab wie ein Schwimmer auf dem Startblock, streckte die Arme vor und rammte beide Fäuste in den Rücken der Gestalt, weil er sie so aus dem Weg räumen wollte.

Es war nicht zu schaffen!

Brass hörte sich selbst schreien. Er hatte den Eindruck, gegen eine Wand geschlagen zu haben. Seine Fäuste brannten vor Schmerzen. Für einen Moment kam ihm in den Sinn, sich etwas gebrochen zu haben, aber er bekam nicht die Zeit,

darüber weiter nachzudenken, denn er rutschte ab und prallte neben der Gestalt zu Boden.

Brass landete nicht auf dem Rücken, sondern auf der rechten Schulter. Mühsam bewegte er den Kopf, damit er an der Gestalt in die Höhe schauen konnte.

Der Mönch bewegte sich jetzt auf eine langsame und schwerfällige Art und Weise. Er drehte sich nach rechts und zugleich hob er etwas an, das bisher unter der Kutte verborgen war.

Es konnte ein Bein, ein Fuß gewesen sein, das bekam der Mann am Boden nicht so genau mit. Aber es gelang ihm auch nicht, sich schnell genug aus der Gefahrenzone zu drehen, weil er noch zu sehr auf seine Schmerzen in den Händen achtete.

Der Tritt erwischte ihn in der Seite!

Brass wusste nicht, ob die Geräusche von ihm stammten, die ihn begleiteten, als er sich mehrmals um die eigene Achse drehte und dabei über den Boden rollte. Er spürte die Nässe und die kleinen Steine im Gesicht, breitete seine Arme aus und versuchte, seine Rutschpartie so schnell wie möglich zu stoppen.

Es gelang ihm auch. Er blieb nicht liegen, sondern wälzte sich mühsam auf die rechte Seite, um dorthin schauen zu können, wo sich das Drama abspielte.

Was er sah, ließ ihn beinahe den Verstand verlieren. Der Mönch bewegte sich auf die Frau zu, die nicht die kleine Chance zur Flucht ergriff. Sie blieb einfach nur zitternd stehen, und ihre leisen Schreie taten selbst Andy Brass weh.

Dann hatte der Mönch sie erreicht!

»Neinnnn ...!« Es war Andys Schrei, der über den Platz gellte, denn die Frau war dazu nicht mehr in der Lage. Brass sah sie nicht mehr. Er sah nur den Mönch. Aus der Froschperspektive wirkte er noch größer, als er es ohnehin schon war.

Er ließ sich einfach fallen, aber er drückte die Frau nicht mehr zu Boden, denn während seines Falls nach unten veränderte sich auch die Gestalt.

Andy Brass sah, wie sie zu einer unheimlichen und pechschwarzen Wolke wurde. Sie raubte ihm die Sicht, weil sie sich immer mehr ausbreitete und Sekunden später verschwunden war, als hätte es sie und die Frau niemals gegeben ...

\*\*\*

Irgendwann raffte Andy Brass sich auf. Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Die letzten Sekunden oder vielleicht auch Minuten hatten sich gedehnt. Er hatte alles doppelt so stark erlebt, und das konnte auch mit den Schmerzen zusammenhängen, die seinen Körper erwischt hatten. Die Hände, die rechte Schulter, das linke Knie, er spürte das Ziehen und Reißen überall, aber er konnte seine Hände bewegen. Er streckte sie und drückte sie wieder zusammen. Auch wenn es ihm weh tat, aber das war in diesen Momenten egal.

Er stand auf den Beinen. Zwar nicht normal, aber immerhin. Und er hatte auch eine Stütze gefunden. Es war das Familienauto des Hoteliers, das immer an einer bestimmten Stelle parkte. Mit dem Rücken lehnte er am flachen Heck und atmete schwer.

Es war verrückt und unwahrscheinlich zugleich. Er hatte tatsächlich gegen ein Phantom gekämpft, das es eigentlich nicht geben konnte und trotzdem gab. Und dieses Phantom hatte es geschafft, die Frau zu entführen.

Brass drehte den Kopf und schaute dorthin, wo es passiert war. Seine Lippen zuckten. Er schüttelte auch wieder den Kopf, doch so sehr er sich auch anstrengte, das Geschehen zu begreifen, um so weniger fiel ihm dazu ein.

Er musste passen!

Es war passiert. Er selbst war Zeuge gewesen. Ihm war die schreckliche Gestalt aufgefallen, und er hatte mitbekommen, wie die fremde Frau von ihr angegriffen worden war.

Aber sie lag nicht mehr auf dem Weg. Sie war verschwunden.

Ebenso wie der Entführer.

Brass musste plötzlich lachen. Die Laute waren mit einem schnellen Husten verbunden, und er merkte auch, wie sein Puls raste. Die Erinnerung peinigte ihn, denn er hatte etwas gesehen, was es eigentlich nicht geben konnte.

Diese Gestalt hatte sich aufgelöst. Sie war zu einer schwarzen Wolke geworden und hatte die fremde Frau - bestimmt ein Gast aus dem Hotel - mitgenommen. Einfach so. Wie aufgelöst. Plötzlich waren beide weg gewesen.

Als sein Lachen und Husten stoppte, hörte er vom Haus her Schritte.

Andy schaute hin. Erst jetzt stellte er fest, dass er seine Brille verloren hatte. Er sah nicht so gut wie sonst. Aber er erkannte Claas Claasen, und er hatte ihn gesehen. »Herr Brass ...?«

Andy lachte nur. Er stieß sich trotzdem von seiner Stütze ab, aber es war sofort zu sehen, dass er Probleme mit dem Gleichgewicht hatte, und Claasen war einen Herzschlag später bei ihm. Er hatte eine Jacke übergestreift und wollte wohl mal kurz weg. Jetzt aber blieb er stehen und stützte seinen Gast ab.

»Verflixt, was ist geschehen, Herr Brass? Was ... was ... war los?«

Andy lachte wieder, obwohl ihm danach nicht zu Mute war. »Ich glaube«, presste er dann hervor, »ich habe den Teufel gesehen. Aber der hat sich als Kapuzenmann verkleidet. Der sah aus wie ein Phantom. Oder wie ein Mönch.«

»O Gott!«

Mehr sagte Claasen nicht. Aber er handelte. Es war leicht, den Gast ins Hotel zu bringen. Sie gingen wieder in die Bar. Hier war es hell, und Claasen erkannte, dass der Mann am Boden gelegen haben musste. Darauf wies die schmutzige Kleidung hin.

Er sah auch die Hände mit der geplatzten Haut an den Knöcheln und hatte innerhalb kürzester Zeit zwei mit Eis gefüllte Kissen besorgt, mit denen er die Hände kühlte.

»Danke«, sagte Brass keuchend, »das ist genau das, was ich gebraucht habe.«

»Keine Ursache. Aber ich weiß noch immer nicht genau, was mit Ihnen passiert ist.«

Brass sah von seinen Händen auf zu Claasen. »Wenn ich Ihnen das erzähle, halten Sie mich für einen Idioten, aber es ist wirklich passiert, Herr Claasen. Sie müssen mir glauben.«

»Wollen Sie was trinken?«

»Nein, nein, schon gut.« Andy wischte mit dem Handrücken über seinen Mund. »Das kann man nicht erklären. Das ist Spuk, das ist Horror.«

Der Hotelier drängte den Mann, etwas zu sagen. Brass nickte. Er setzte seine Brille auf, die er mitgenommen hatte, und war froh, dass sie noch heil war.

Dann gab er mit stockender Stimme einen Bericht ab. Zwischendurch bat er um einen Schluck Wasser, den er auch bekam, und Claas Claasen hörte zu, ohne dass er ihn mit einem Wort unterbrach. Er strich nur des Öfteren mit der flachen Hand über die Theke. Es war ein Zeichen seiner großen Nervosität.

Schließlich schüttelte er den Kopf, um gleich darauf wieder zu nicken. Brass hatte ihm auch eine Beschreibung der Frau gegeben, und Claasen flüsterte ihren Namen.

»Das war Silke von Weser.«

»Ein Gast?«

»Nein. Sie ist eine Kennerin des Ortes Keitum. Sie kennt die Historie und die Histörchen. Sie führt Fremde herum und berichtet ihnen, was hier alles so passiert ist. Sie erklärt ihnen auch die Geschichte der Häuser und ist bekannt.«

»Aber jetzt hat man sie geholt.«

»Ja, der Mönch.«

»Wie auch Nelly Becker.«

Claasen bekam eine Gänsehaut, als Brass den Namen erwähnte. Nelly Becker war tot und man konnte nicht ausschließen,

dass Frau von Weser das gleiche Schicksal widerfuhr.

Das Eis tat den Händen gut. Andy Brass konnte seine Hände wieder besser strecken und auch schmerzfreier. Sein Sarkasmus war wieder zurückgekehrt. »Da sehen Sie mal, dass Ihr Bekannter aus London es auch nicht hat verhindern können. Was hier passiert ist und noch immer passiert, ist einfach zu hoch für uns.«

Claasen schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er mit leiser Stimme. »Das ... das ... kann einfach nicht sein. Das will ich auch nicht glauben.«

»Aber wo ist er denn?«, rief Andy Brass halblaut und mit gequälter Stimme. »Wo war der Mann, als es hier ernst wurde? Können Sie mir das sagen? Ich weiß nur, dass er nicht da war, und das ist meiner Ansicht nach schlimm genug.«

»Ich weiß, wo er ist, Herr Brass.« »Und wo?«

»Gar nicht mal weit von hier. Er wollte zusammen mit Silke von Weser in das Haus gehen, auf dessen Grundstück der Mönch gestanden hat.«

»Aber warum war die Frau hier?«, fragte Brass nach einer Weile.

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Da muss etwas schief gelaufen sein.« Er sah Brass an und fragte: »Sie kommen zurecht?«

»Ja, ich werde mich schon wieder erholen. Aber nicht hier, sondern auf dem Zimmer.« »Gute Idee.«

Brass zog die Nase hoch. »Und was haben Sie vor? Es hat sich irgendwie angehört, als würden Sie hier nicht untätig ...«

»So ist es auch, Herr Brass. Ich muss wissen, was geschehen ist, und werde dort hingehen, wo ich John Sinclair treffen kann.«

»Aber da ist der Mönch oder ...« »Ich weiß, Herr Brass, ich weiß.« Claaßen schaute seinen Gast starr an. »Drücken Sie mir bitte die Daumen!«

Mehr sagte er nicht und verschwand durch die kleine Tür

hinter der Bar. Andy Brass blieb noch für eine Weile wie eine Statue am Tresen sitzen und starre ins Leere ...

\*\*\*

Ich war wieder zurück in das Haus gegangen und hatte jedes Zimmer genauer durchsucht. Ich wollte irgendwelche Spuren finden, die auf den unheimlichen Mörder-Mönch hinwiesen, aber ich hatte nichts entdeckt, das mich weitergebracht hätte. Es gab keinen Hinweis auf ihn, und so musste ich darauf hoffen und warten, dass er wieder zurückkehrte. Damit rechnete ich. Dieser Garten und dieses Haus war so etwas wie eine Zentrale für ihn. Ich konnte mir vorstellen, dass ihn an dieser Stelle das Schicksal ereilt hatte, nicht in der heutigen Zeit, nicht in der Gegenwart, sondern damals in der Vergangenheit. Vielleicht vor Jahrhunderten, als Keitum noch ganz anders ausgesehen hatte und ein Flecken gewesen war, der von vielen Menschen gemieden wurde.

Die Insel war damals auch ein gefährliches Eiland gewesen. Die Bewohner hier hatten fremde Schiffe durch falsch gesetzte Lichter in die Falle gelockt und sie stranden lassen. Plünderungen und Räubereien hatte es genug gegeben. Möglicherweise waren die Bewohner damals schon als gottloses Volk bezeichnet worden, und die offizielle Kirche - nicht immer besser - hatte sich so des Mönchs entledigt.

Ich war froh über mein Alleinsein. So angenehm die Begleitung der Silke von Weser auch gewesen sein mochte, bei gewissen Vorfällen wäre sie schon ein Hindernis gewesen. Und sie hätte sich möglicherweise in Lebensgefahr begeben, was ich auch nicht wollte. Da war es wirklich besser, wenn ich mich allein um den Mörder-Mönch kümmerte, falls er noch einmal zurückkehrte. Er war nicht da!

Zumindest hatte ich ihn im Haus nicht gesehen. Die Dunkelheit hatte sich jetzt über die Insel gelegt, und auch der Himmel

hatte sein graues Kleid nicht verloren.

Ich verließ das Haus und schaute mich auf dem Grundstück um. Es gab hier kein Licht. Die nächste Straßenlaterne war ziemlich weit entfernt. Ich sah sie nicht einmal. Und so stromerte ich im Dunkeln über das Grundstück und schaute mir die Stelle noch mal genauer an, an der der Mönch gestanden hatte.

Klar, sie war leer. Von hier aus konnte ich die Rückseite des Hauses erreichen. Sträucher bildeten mit ihren starren Armen immer wieder Hindernisse, die ich zur Seite drücken musste. Unter meinen Füßen lag ein Teppich aus feuchten Blättern. Es wurde an dieser Hausseite sehr eng und auch finster, sodass ich meine kleine Leuchte hervorholte und mir den Weg abstrahlte.

Es sah alles so völlig normal aus. Es gab keinen Hinweis auf den Mörder-Mönch. Wenn er sich irgendwo aufgehalten hatte, dann an der bestimmten Stelle vor dem Haus. Alles andere konnte ich vergessen.

Obwohl es sinnlos war, fasste ich hin und wieder mein Kreuz in der rechten Tasche an. Die Finger strichen darüber hinweg, aber es war nichts zu fühlen. Da gab es einfach keine Veränderung. Das Metall blieb so kühl wie immer.

Vor mir rollte ein Auto vorbei. Ich löschte das Licht und rechnete auch damit, dass der Wagen gestoppt würde. Nein, er fuhr weiter. Die roten Heckleuchten strahlten wie kleine Blutaugen durch die Lücken im Gestrüpp.

Kam er? Kam er nicht?

Das war die Gretchenfrage, auf die ich keine Antwort fand. Ich überlegte auch, ob ich mich falsch verhielt. Vielleicht beging ich einen gewaltigen Fehler. Ich hätte nicht hier auf dem Grundstück herumstromern, sondern durch Keitum gehen sollen, um ihn zu suchen. Dieses Wetter war für eine Gestalt wie ihn ideal. Da konnte er im Schutz der Dunkelheit durch die Gassen streifen und sich ein Opfer suchen.

Drei hatte er sich schon geholt.

Was geschah mit ihnen? Wo schaffte er sie hin? Ich konnte darauf keine Antwort finden, und mir blieb eigentlich nur das übrig, was ich mit am meisten hasste: Warten. Einfach nur darauf warten, dass etwas passierte.

Ich ging wieder zurück an die Vorderseite der Friesenkate. Das Reetdach war soweit nach unten gezogen, dass ich den Kopf einziehen musste, um nicht dagegen zu stoßen. Vor der Tür blieb ich kurz stehen, um noch einmal die Vorderseite hier zu kontrollieren.

Nichts hatte sich verändert. Niemand ahnte etwas. Die Menschen machten sich für den Abend bereit. Die Lokale freuten sich auf die Gäste, die dort aßen, und die Urlauber in den Ferienwohnungen schalteten allmählich die Glotze ein.

Es gab weiterhin Ebbe und Flut. Wärme, Kälte, Wind und Wellen. Die Äußerlichkeiten würden die gleichen bleiben, aber durch all diese heile und normale Welt marschierte das Grauen.

Mit der Schulter drückte ich nach einer Drehung die Tür auf. Ich hatte mich dazu entschlossen, im Haus zu warten. Es war dort gemütlicher und nicht so feucht-kühl. Außerdem konnte ich vom Küchenfenster aus die Stelle sehen, wo der Mörder-Mönch gestanden hatte.

Im Haus war es still. Nur meine Geräusche waren zu hören. Ich zog mir einen Stuhl ans Fenster und setzte mich so hin, dass ich schräg durch das Fenster schauen konnte.

Er würde kommen. Davon war ich überzeugt. Irgendwie würde er erscheinen. Ich wusste nur nicht wann. Aber ich hatte Geduld mitgebracht. Das unterschied mich nicht von den normalen Urlaubern.

Und ich hatte die Schwärze nicht vergessen, die sich in der Kapuzenöffnung ausgebreitet hatte. So dunkel, düster und undurchdringlich gab es die Farbe nur einmal.

Der Spuk brachte sie mit!

Dieser Dämon, der sein Reich aus den Seelen getöteter Dämonen aufgebaut hatte und sich auch die Seele des Mönchs

geholt haben musste. Wenn das tatsächlich der Fall gewesen war, dann war der Mönch schon zu seinen normalen Lebzeiten kein normaler Mensch mehr gewesen, sondern ein Dämon.

Davon ging ich aus. Aber warum hatte der Spuk dann seine Seele frei gegeben?

Ich wusste die Antwort nicht und war begierig darauf, sie zu erfahren.

Es war allerdings niemand da, der sie mir hätte geben können. Ich saß weiterhin mutterseelenallein in der Küche und wartete darauf, dass sich meine Hoffnung erfüllte.

Ein gewisser Dreh- und Angelpunkt ist die Zeit der Tagesswende. Das hatte ich schon oft genug erlebt. Zu oft eigentlich, als dass ich mich darauf freute, solange zu warten. Wenn es nach mir ging, wollte ich noch vor Mitternacht die Lösung erfahren und drückte mir die Daumen, dass er sich wieder zeigte.

Es war seltsam, in einem Haus zu sitzen, in dem es sehr still war. Ich hörte so gut wie nichts, denn die Geräusche, die ich vernahm, erreichten mich von außerhalb. Mal war es das Rascheln von Blättern oder ein leises Klappern, wenn der Wind einen Zweig bewegte, der gegen die Hausmauer schlug oder es war das leise Knacken von Holzbalken, die sich unter der Decke herzogen.

Wer wartet, für den vergeht die Zeit entweder viel zu schnell oder zu langsam.

Bei mir traf die zweite Möglichkeit zu. Ich hatte das Gefühl, Gefangener der Zeit zu sein. Da brachte es auch nichts, wenn ich auf die Uhr schaute und erkannte, dass nicht mal eine halbe Stunde vergangen war. Mir kam die Spanne dreimal so lang vor.

Ich musste mich auch davor hüten, die Kontrolle über mich zu verlieren und einzuschlafen. Im Laufe der Zeit hatte ich es gelernt, mich auch in nicht eben normalen Lagen zu entspannen. Man gewöhnt sich an vieles, und dabei ...

Etwas schreckte mich auf! Plötzlich waren meine Gedanken wie weggeblasen. Ich hatte etwas gehört, aber ich wusste nicht genau, wie ich das Geräusch einordnen sollte. Es war mir auch nicht gelungen, die Richtung herauszufinden, aber ich war gewarnt. Dieses Geräusch hatte nichts mit den normalen Lauten zu tun. Das wusste ich.

Mit einer langsamen Bewegung stand ich auf, hob den Stuhl an und stellte ihn wieder an den Tisch. Es war dunkel in der Küche, ebenso wie im gesamten Haus. Aber es war nicht so finster, dass ich wie ein Blinder durch die Gegend getappt wäre. Ich konnte noch erkennen, wo in den einzelnen Zimmern die Möbel standen, und auch in der Küche stieß ich nirgendwo an, als ich leise auf die enge Tür zu schlich. Geräuschlos konnte ich nicht laufen. Das ließ der Holzboden einfach nicht zu, aber ich reduzierte die Laute und blieb auf der Türschwelle stehen. Von hier aus hatte ich den besten Überblick. Ich behielt den Flur im Auge und auch die Türen zu den anderen Räumen. Da war es wieder!

So plötzlich, dass ich leicht zusammenzuckte. Diesmal hatte ich herausgefunden, was es war. Ein Poltern oder Klopfen, und es war über mir erklingen.

Unwillkürlich hob ich den Kopf und blickte gegen die Decke, wo sich nichts bewegte.

Ob es noch einen kleinen Speicher oben im Haus gab, wusste ich nicht. Ich konnte es mir auch nicht vorstellen, denn so hoch war das Haus nicht. Trotzdem war das Geräusch von ... Meine Gedanken brachen ab. Ein Schrei!

Ich blieb unbeweglich stehen und erlebte, wie sich auf meinem Körper ein Schauer bildete. Es ging allein um den Schrei, der nicht mal laut gewesen war. Das war auch nicht nötig gewesen, er hätte sich nur so schrecklich dünn und auch verzweifelt angehört. Ein Schrei des Jammers und von einer Frau abgegeben.

Der Mörder-Mönch kehrte zurück. Und er war nicht allein,

davon ging ich schon jetzt aus. Ich hatte nichts gesehen, nur etwas gehört. Trotzdem bewegte ich meine Augen und suchte die nähere Umgebung so gut wie möglich ab.

Es war nichts zu erkennen, was meinen Verdacht erregt hätte. Es blieb alles normal. Keine Bewegung in der Nähe. Keine Geräusche mehr. Nur das Gefühl, nicht mehr allein im Haus zu sein, verdichtete sich immer mehr.

Wieder erklang das Poltern. Diesmal wurde es von diesem dünnen Schrei begleitet, der mich aus allen Richtungen erwischte. Aus den Wänden, von der Decke her, sogar aus dem Fußboden. Er war wie ein Fluss, der nie aufhören wollte zu fließen.

Er breitete sich aus. Er fuhr hinter den Wänden entlang. Er schwebte an der Decke. Er wehte im Holz des Fußbodens, und dazwischen hörte ich ständig dieses harte Klopfen oder Poltern, das meine Nerven ebenfalls malträtierte.

Plötzlich »lebte« das Haus. Nur war es ein Leben, das mir nicht gefallen konnte. Es verdiente auch den Namen nicht. Es war einfach unheimlich und auch böse.

Ich blieb nicht mehr auf der Schwelle stehen. Ein Schritt in den Flur hinein, der nächste nach rechts, dann ging ich vor, um das Wohnzimmer zu erreichen.

Ich wollte endlich wissen, wo sich der Schrei konzentrierte und er sein Zentrum besaß.

Mit der Schulter stieß ich die Tür zum Wohnzimmer ganz auf, ging hinein und blieb stehen, wobei ich den Kopf einzog, denn hier waren die Geräusche viel lauter zu hören.

Das Jammern der Frauenstimme blieb. Dazwischen vernahm ich immer wieder das harte Klopfen und Poltern, aber es veränderte sich etwas, denn das Jammern ließ nach.

Dafür hörte ich die schweren und keuchenden Atemzüge so deutlich, als stünde die Person direkt neben mir. Das war nicht der Fall, aber die Atemzüge blieben. Es stand jemand unter einem gewaltigen Druck und Stress, und es war eine Frau.

Aber wo hielt sie sich auf?

Und dann erwischte mich die Stimme. Es war wie ein Schlag, der mich tief in der Seele traf. Die Stimme kannte ich. Vor kurzem hatte ich noch mit der Person gesprochen.

»Bitte, bitte, was ist das? Mein Gott, die Finsternis ...«  
Gesprochen hatte Silke von Weser!

\*\*\*

Unwillkürlich duckte ich mich, wie jemand, der aus der Höhe her einen Angriff erwartet. Mir schoss vieles durch den Kopf, das ich nicht realisierte, aber eines stand trotzdem für mich fest. Ich hätte die Frau nicht gehen lassen sollen, denn sie war dem Mörder-Mönch in die Falle gelaufen. Das Gesicht der letzten Toten hatte ich nicht gesehen, aber wenn ich mir jetzt vorstellte, Würmer aus den Augen, der Nase und dem Mund der Silke von Weser kriechen zu sehen, schoss mir das Blut in den Kopf, und mich überkam ein wahnsinniger Zorn.

»So dunkel... so dunkel...«

Diese Worte rissen mich aus meiner Lethargie. »Silke?«, rief ich in die Wohnstube hinein, »Silke, wo sind Sie?«

Es war plötzlich still geworden. Ich rechnete stark damit, dass sie meine Frage gehört hatte.

»Bitte, geben Sie Antwort!«

»So dunkel, so dunkel...«

Das reichte eigentlich schon. Der Mönch hatte sie in die Finsternis geholt, und er hielt sich mit ihr in einer lichtlosen Welt auf, die eigentlich dem Spuk gehörte.

Aber Silke von Weser lebte, und das wiederum gab mir Hoffnung. Ich musste sie nur sehen, um einen Versuch zur Befreiung starten zu können. »Können Sie mich hören, Silke?«  
»Ja.«

»Das ist gut. Sie wissen, wo ich bin?« »Im Haus. Und wir sind auch hier.« »Wo?«

»Ich weiß nicht. Ich spüre es nur. Ich sehe nichts. Es ist alles so schrecklich schwarz. Er hat mich geholt. Ich hatte keine Chance. Er war plötzlich da ...« »Bleiben Sie ruhig.« Mir fiel nichts Besseres ein. Ich sah keinen Gegner. Es war auch leichter gesagt als getan. Schließlich wusste ich sehr gut, wie man sich fühlt, wenn man in das absolut finstere Reich des Spuks gelangte.

Ich bekam wieder das Stöhnen zu hören. Ein Geräusch, das mir durch Mark und Bein schnitt und dafür sorgte, dass mir Schweiß ausbrach.

»Ist der Mönch direkt bei Ihnen, Silke?«

»Ja, er hat mich. Aber ich sehe ihn nicht. Alles ist zerflossen. Er ist kein Mensch mehr. Er ist nur eine schwarze Seele, aber er ist da, und er ist gefährlich. Ich ... ich ... habe hn sogar hören können.«

»Hat er gesprochen?« Ich war atemlos geworden.

»Nein und ja. Er hat mich geholt. Er macht weiter. Er hatte sich die Frauen schon immer genommen. Er war ein Jäger. Im Kloster fand er Schutz, aber er hat es immer wieder heimlich verlassen, um sich die Frauen zu holen. Manche hat er getötet, andere hat er nach seinen schlimmen Dingen einfach weggeworfen. Er diente der Finsternis. Er wollte immer wieder den Tod umarmen ...« »Aber er konnte nicht sterben - oder?«

»Nein. Man mauerte ihn ein. Aber er hat überlebt, weil er einen großen Helfer besaß. Dem hat er seine Seele versprochen. Er ging ein in die Schwärze. Es gab keinen Körper mehr, nur die finstere Seele. Knochen, Haut und Fleisch waren weg. Und doch ist er noch da gewesen. Ich habe es gehört. Er konnte sprechen, aber nicht normal. Ich hörte alles in meinem Kopf und ich weiß auch, dass er weitermachen wird. Man hat ihm einen Körper dahin gestellt. Der Besitzer des Hauses hat es getan. Ich weiß nicht, ob er wusste, was er sich damit angetan hat, aber so hat der Mönch seine Chance bekommen und kann nun seine grauenhaften Taten fortsetzen.« »Was hat er Ihnen

angetan, Silke?« »Nichts, noch nichts. Aber er wird es tun, das weiß ich genau. Er braucht mich noch. Er weiß, dass Sie ein Feind sind. Er muss Sie aus dem Weg räumen, um weiterzumachen.«

Darauf hoffte ich sogar. Nicht, dass ich gern getötet wurde, aber ich wollte ihn stellen. Ich musste es einfach tun. Er sollte mir nicht entwischen. »Warum ist er so feige?« »Wieso?«

»Ich sehe euch nicht. Wenn er mich vernichten will, dann soll er sich zeigen.«

Es war einen Moment still. Dann hörte ich Silkes Stimme wieder. Diesmal leiser. »Wir sind schon da. Wir sind bei Ihnen. Ganz in der Nähe. Ich sehe zwar nichts, aber ich kann es spüren und ...« Ich hörte sie schreien. Aber es war diesmal kein Schrei der Angst, sondern mehr einer der Überraschung. Silke von Weser musste das erleben, was ich mit eigenen Augen sah.

Vor mir erschien die Gestalt. Sie war noch nicht sofort so wie ich sie kannte. Durch die Mauer oder durch das Fenster schwebte sie als eine dunkle Wolke herein. Es gab einfach nichts, was diese Schwärze aufhielt. Sie war amorph, sie war nicht mit den Gesetzen der normalen Physik zu begreifen, und man konnte sie als dunkles Ektoplasma ansehen.

Erst sah ich die Wolke. Ich merkte die Kälte, die sie mitbrachte. Und aus der Wolke löste sich die Gestalt einer Frau mit einer Bewegung, als hätte man ihr einen Schubs gegeben. Sie stolperte zur Seite, und ich hörte ihre Tritte auf dem Holzboden. Für mich war es der Beweis, dass sich Silke im Haus befand.

Und der Mönch?

Auch er war ihr gefolgt, aber ich wusste nicht genau, wo er sich aufhielt. Draußen? Im Innern? Bei ihm weichten die Grenzen auf, aber er wurde wieder zu derjenigen Person, die ich kannte. Die Schwärze zog sich zusammen, und zugleich bildete sie das Modell des hockenden Mönchs, dessen Seiten aus Stein bestanden. Die Kapuze war noch immer in die Höhe

gezogen, aber dort, wo sich das Gesicht befand, da breitete sich wieder dieses absolut schwarze Oval aus.

Ich wusste, woher der Mörder-Mönch gekommen war. Er hatte das Reich des Spuks verlassen. Eine schwarze Seele weniger, doch mein Problem war damit nicht gelöst.

Silke von Weser hatte sich nach links zurückgezogen. Sie war völlig aufgelöst. Sie stand an der Wand. Soviel ich erkennen konnte, war sie normal. Aus ihrem Gesicht krochen keine Würmer, die auch ihre Haut aufrissen. Aber ich wollte auf Nummer sicher gehen, holte die Lampe hervor und leuchtete sie an.

Das Gesicht zeigte Angst, Erschrecken - es war tränennass, aber es gab keine Stelle, an der die Haut aufgerissen oder anders verletzt gewesen wäre. Silke von Weser lebte normal. Der Mönch musste erst ein anderes Problem aus dem Weg schaffen, bevor er sich um sie kümmern konnte.

Das Problem trug meinen Namen, und ich dachte nicht daran, vor ihm zurückzuweichen und die Flucht zu ergreifen. Wenn eben möglich, musste ich ihn ein für alle Mal vernichten.

Die eingeschaltete Leuchte hielt ich noch in der Hand. Ich hob sie jetzt an und suchte mir ein neues Ziel aus. Es war das schwarze Oval, gegen das ich den Strahl schickte.

Die Lampe war sehr lichtstark, aber gegen die Schwärze kam auch sie nicht an. Genau dort, wo sie das Ziel erreichte, sah der Strahl aus wie abgeschnitten. Keinen Millimeter weit drang er in die Schwärze hinein.

Silke sprach mich an. Ihre Stimme zitterte. »Er wird sie vernichten, John. Er ist schrecklich. Er kommt aus der Dunkelheit. Ich habe sie erlebt. Ich habe die Schreie der Seelen gehört, und ich sah ein schreckliches Augenpaar.«

»Keine Sorge, es war der Spuk. Aber er wird Ihnen nichts tun, das verspreche ich.«

»Und Sie?«, flüsterte sie hektisch. »Was wollen Sie denn machen? Wir können nicht...«

»Gehen Sie weg, Silke.« »Nein, nur mit Ihnen!« »Bitte!«

Sie schüttelte den Kopf. Verdammst noch mal, mir passte ihre Sturheit nicht, aber ich wollte sie auch nicht aus dem Haus schleifen und nickte deshalb. Ansonsten kümmerte ich mich nicht um sie, denn der Mörder-Mönch war wichtiger.

Ich ließ die Leuchte wieder verschwinden, nachdem ich sie ausgeschaltet hatte. Sofort wurde es dunkel im Raum. Die Umrisse verwischten wieder, und ich hatte den Eindruck, durch mein Verhalten eine andere Welt geschaffen zu haben.

In ihr und durch sie bewegte ich mich. Meine Schritte brachten mich direkt auf der Mörder-Mönch zu. Er war wieder zu Stein geworden. Er hockte oder kniete in einer schon demütigen Haltung vor mir, und er war dabei kaum kleiner als ich.

Natürlich wusste ich nicht, was mich erwartete. Auf mein Kreuz konnte ich mich in diesem Fall kaum verlassen, aber ich wusste, wer hinter dieser Gestalt stand. Der Spuk und ich! Das war eine schon fast unendliche Geschichte. Wir waren Feinde, aber wir respektierten uns, weil wir trotz aller Unterschiede manchmal beide die gleichen Gegner hatten. Den Mächten der Hölle gefiel es nicht, dass der Spuk ihnen die Seelen wegnahm. Wenn sie gekonnt hätten, sie hätten ihn vernichtet, aber er war schon zu lange existent, als dass sie es hätten schaffen können, und er schaffte es auch immer wieder, sich Verbündete zu holen, wie eben diesen Mönch. Nicht einmal den Namen wusste ich.

Ich hatte es mit einem namenlosen Mörder zu tun, aber etwas steckte schon dahinter. Er hatte eine Vergangenheit. Er musste sie einfach haben.

Ich blieb so nahe vor ihm stehen, dass ich ihn hätte umarmen können. Das tat ich natürlich nicht, sondern wartete auf seine Reaktion. Meinen Blick konzentrierte ich auf das völlig lichtlose und pechschwarze Oval. Ich suchte etwas. Ich wollte einen Hinweis auf den Spuk entdecken, der sich manchmal nur als ein rotglühendes Augenpaar zeigte.

Der Mörder-Mönch hatte sich Silke von Weser geholt, und ich wollte, dass das Gleiche mit mir geschah. Er schien meine Gedanken erraten zu haben, denn ich spürte, dass er Kontakt zu mir aufnahm. Etwas wehte mir entgegen. Es war nicht zu erklären, auch wenn es eine Botschaft war. Aber ich würde sie noch genauer herausfinden, dessen war ich mir sicher.

Ich wehrte mich nicht gegen seine Botschaft. Mein Blick galt dem Oval, und das veränderte sich plötzlich. Dunkler konnte es nicht mehr werden, aber im Innern sah ich das tiefe Glühen. Es bestand aus einem dunklen, unheimlichen Rot, wie ich es nur von den Augen des Spuks her kannte. Ich war mir plötzlich sicher, dass ich etwas von ihm sah, und dann ging ich einfach vor. Zwei Dinge geschahen! Ich hörte noch Silkes Schrei. Das war normal. Nicht normal war, dass ich plötzlich keinen Widerstand mehr spürte. Ich war auf den steinernen Mönch zugegangen und hätte eigentlich seinen Widerstand spüren müssen, aber der war nicht mehr vorhanden. Ich fasste ins Leere. Ich riss die Augen auf! Nur Schwärze!

Da war mir klar, dass ich die Grenze unserer normalen Welt überschritten hatte ...

\*\*\*

Claas Claasen hätte auch zu Fuß laufen können, doch das hätte ihn zuviel Zeit gekostet. So hatte er sich in seinen zweiten Wagen geschwungen, einen schwarzen Mercedes, und war so schnell wie selten über den Parkplatz zum Seitenausgang hin gerast. Dass Steine und Kies unter den Reifen in die Höhe spritzten, störte ihn in diesem Fall nicht. Für Claas war einzig und allein das Ziel wichtig.

Nach zwei Linkskurven hatte er die Straße erreicht und gab Gas. Das Fernlicht schaltete er ebenfalls ein. Er wollte andere Autofahrer und auch Fußgänger warnen, denn er fuhr, als säße ihm der Leibhaftige persönlich im Nacken.

Einen konkreten Beweis hatte Claas nicht bekommen. Trotzdem ging er davon aus, dass es jetzt auf jede Sekunde ankam. Er musste einfach etwas tun. Untätig zu sein, war nicht sein Fall. Dass er sich in eine lebensbedrohende Gefahr begeben würde, daran dachte er in diesen Augenblicken nicht. Ebenfalls nicht an seine Frau und die drei Kinder. Claas war an einem Punkt angelangt, an dem der Mensch über den eigenen Schatten springen musste, wollte er wieder normal in den Spiegel schauen.

Die schmalen Keitumer Straßen kamen ihm jetzt noch enger vor. Neben dem Teppich aus Fernlicht huschte die normale Gegend vorbei, die ihm vorkam wie ein schnell ablaufender Film.

Er konnte Auto fahren. Das hatte ihm sein Vater beigebracht, dessen Hobby unter anderem Autorennen waren. Claas kam dieses Training zu Hilfe. So schnell wie an diesem Abend hatte er die Strecke noch nie zurückgelegt. Er raste wieder um eine Kurve, fing den schleudernden Wagen ab, sah eine Mauer auf sich zukommen, holperte schon über den Kantstein und riss das Lenkrad nach rechts, um wieder die Straße unter die Reifen zu bekommen.

Es war die, an der auch das Haus lag, zu dem er wollte. Noch mal kurz aufs Gaspedal getippt, ein letzter Schwung, fast wie beim Abheben, dann musste er schon bremsen.

Die Reifen packten. Er hatte das Gefühl, sie würden sich auf dem Boden festfressen. Trotz des feuchten Laubs rutschte der Mercedes kaum vor.

Claas schnallte sich los und sprang aus dem Wagen. Er ließ seinen Blick über die Mauer des Grundstücks hinwegschweifen, um sich das Haus von der Seite anzusehen.

Hinter keinem Fenster brannte Licht!

Außen und innen lag das Haus eingepackt in eine tiefe Dunkelheit. War er sonst ein Mensch, der sich über eine Stille auch freuen konnte, so rann jetzt eine Gänsehaut über seinen Rücken

hinweg, denn die Stille machte ihn besorgt.

Mit zwei langen Schritten erreichte er das offene Tor, lief auf die Haustür zu, blieb dort für einen Moment stehen und überlegte, ob er nicht erst um das Haus herumgehen sollte.

Nein, auf keinen Fall. Das kostete Zeit, die er nicht hatte. Er wollte so schnell wie möglich herausfinden, was mit Frau von Weser und John Sinclair geschehen war.

Die Haustür war nicht verschlossen. Aufgrund seiner Größe musste Claas den Kopf tief einziehen, um durch die Lücke zu kommen. Das Haus selbst empfing ihn mit einer seltsamen Mischung aus Ruhe und fremden Geräuschen, die er nicht identifizieren konnte. Sie klangen auch nicht in seiner Nähe auf, sondern weiter hinten. Als er mit angespannten Nerven die ersten Schritte in den schmalen Flur hineingegangen war, da hörte er weiter vor sich das heftige Atmen, das hin und wieder von schluchzenden Lauten unterbrochen wurde.

Er hatte auch erkannt, dass diese Geräusche von einer Frau stammten. Sofort kam ihm der Name Silke von Weser in den Sinn, aber er wusste nicht, ob er sich darüber freuen sollte.

Claasen hatte nie eine Waffe gehabt, jetzt wünschte er sich, eine zu besitzen, um sich verteidigen zu können. So ging er voran und wollte eigentlich den Namen der Frau rufen, aber er bekam ihn irgendwie nicht heraus.

Claasen bewegte sich wie jemand, der völlig neben sich steht und das Gefühl hat, einen Astralkörper zu besitzen. Erst als er den Zugang zum Wohnzimmer erreichte, kehrte die Realität zurück.

Und das hing mit der Frau zusammen, die wie festgebacken auf dem Fleck stand und in eine bestimmte Richtung schaute, als gäbe es dort etwas zu sehen.

Aber da war nichts. Abgesehen von einer mit Polstern bedeckten Holzbank.

»Silke ...?«

Erschrecken, ein leiser Schrei. Plötzlich konnte die Frau sich

bewegen, und sie fuhr herum.

Der Hotelier sagte nichts. Er schaute sie nur an. Nie zuvor hatte er bei Silke von Weser einen derartigen Gesichtsausdruck erlebt. Sie bewegte sich nicht, sie stand da, sie schaute, aber sie war nicht in der Lage, etwas zu erkennen. Ihr Blick war nach innen gerichtet, das war selbst bei diesen Lichtverhältnissen zu erkennen.

Rechts von ihm befanden sich drei Schalter an der Wand. Claassen drückte den obersten. In der Nähe des Fensters gab eine Stehlampe weiches Licht ab. Es reichte aus, um das gesamte Zimmer in einen gelblichen Schein zu legen, und jetzt konnte er auch Silke von Weser besser erkennen, die sich auch jetzt nicht bewegte und noch immer in die gleiche Richtung schaute.

»Silke! Bitte ...«

Sie nickte plötzlich und gab eine Antwort. »Dort... dort ist er gewesen, Claas.«

»Wer?«

»Der Mönch.«

Der Hotelier schluckte nur. Er wusste nicht, was er erwidern sollte. Er nagte an der Unterlippe, und dabei straffte sich sein Gesicht. »Was ist mit Sinclair?«

Silke musste tief Luft holen, erst dann konnte sie sprechen.  
»Er ist weg.«

»Wieso? Gegangen?«

»Nein«, flüsterte sie, »das kann man so nicht sagen. Er ist nicht geflohen. Er hat sich dem Mönch gestellt. Der... der ... hat ihn mitgenommen. Ja, das hat er getan.«

»Und John?«

»Er tat es freiwillig«, flüsterte Silke. »Er ging auf ihn zu.« Sie streckte den Arm mit einer schwerfälligen Bewegung wieder aus und ließ ihn dann sinken. »Dorthin ging er. Einfach nur so. Er wollte ihn auch, und dann ist es passiert. Ich war schon dort...«

Claasen verstand nichts. »Wo, Silke?«

Die Antwort brach aus ihr hervor. »Ich war in der Hölle!«, schrie sie. »Ich war in der schwarzen Hölle!«

Dann konnte sie nicht mehr. Aus der freundlichen und lebensfrohen Frau war ein Nervenbündel geworden. Die Beine brachen ihr praktisch unter dem Körper weg, und sie wäre zu Boden gefallen, hätte Claas nicht so schnell reagiert.

Mit einem Sprung hatte er die Frau erreicht und fing sie ab, bevor sie auf den Holzbohlen landete. Sie lag in seinen Armen und wirkte wie eine Tote.

Claas Claasen verstand die Welt nicht mehr ...

\*\*\*

Er hatte mich. Das heißt, die Schwärze hatte mich, und ich hatte mich ihr freiwillig gestellt. Es war verrückt, vielleicht lebensmüde, aber ich hatte keine andere Chance gesehen, um dem Grauen ein Ende zu bereiten. Zudem waren mir derartige Wege oder Tunnels in fremde Welten nicht neu. Aber daran gewöhnen würde ich mich nie. Man machte immer wieder andere Erfahrungen. Auch jetzt!

Natürlich war ich von dieser lichtlosen Schwärze umgeben. Natürlich sah ich nichts. Es gab mich noch, aber ich war irgendwie nicht mehr vorhanden, obwohl meine Sinne nicht reduziert waren.

Um mich herum war es kalt. Trotzdem erlebte ich diese Kälte nicht so wie in der normalen Welt. Ich war gefangen in der Seele eines Mörder-Mönchs, der schon vor langer Zeit auf der anderen Seite gestanden haben musste und ein Dämon gewesen war.

Warum hatte man das nicht bemerkt? Warum war es dem Abt und den Mitbrüdern nicht aufgefallen?

Ich selbst konnte mir keine Erklärung geben und wartete darauf, dass man mir den Weg bereitete. Ja, ich hoffte in

diesem Fall tatsächlich auf den Spuk, dem diese Welt gehörte. Er war ein Dämon. Er war uralt. Er existierte bereits, als es noch keine Menschen auf diesem Planeten gab. Er hatte überlebt, er kannte sich aus, er hatte Kämpfe ausgefochten und es so geschafft, sein Reich zu errichten.

Er besaß den Würfel des Unheils und den Trank des Vergessens. Beides hätte ich gern in meinem Besitz gewusst, aber freiwillig würde der Spuk nichts abgeben.

Dann hörte ich ihn. Es war lange her, dass wir Kontakt gehabt hatten, aber einen wie ihn vergaß man einfach nicht. Er sprach mit einer Stimme, die im Prinzip keine war, und trotzdem verdichtete sie sich zu Wörtern und zu Sätzen. »Du wieder, John Sinclair ...«

»Ja, ich.«

Die Antwort floss mir locker über die Lippen, weil ich irgendwo auch froh darüber war, dass der Kontakt zu Stande gekommen war.

»Immer bist du es, der meine Kreise stört.«

Den Vorwurf ließ ich nicht auf mir sitzen. »Deine Kreise? Bist du der Mönch?«

»Nein, aber er gehört zu mir.«

»Und du hast ihn freigelassen.«

»Seine Seele.«

»Seine schwarze Seele. Klar, so ist sie frei, und er kann weiter morden. Er hat sogar einen perfekten Körper gefunden und wurde so zu einem lebenden Steinmonster. Du hast ihn damals gerettet. Du hättest ihn verrotten lassen sollen. Warum hast du dich mit ihm abgegeben? Hattest du das überhaupt nötig?«

Ich hatte ihn nicht eben zart behandelt, und jetzt war ich gespannt auf seine Reaktion. Sie kam, aber anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Der Spuk selbst drang in die Seele des Mönchs ein, und ich entdeckte plötzlich das rote Augenpaar, das sich wie zwei Blutflecke in der Schwärze abmalte.

Mehr sah ich nicht. Mehr war auch nie von ihm zu sehen. Keine Arme, keine Beine, kein Gesicht, nur eben diese schwarze Riesenwolke oder Riesenwelt, die auch keine normalen Gedanken besaß.

»Die Menschen sind dumm, John Sinclair«, hörte ich ihn sprechen. »Sie waren schon immer dumm und sind auch später nicht schlauer geworden. Das kannst du mir glauben.«

»Wenn du das so siehst, aber ich denke anders darüber.«

»Das weiß ich. Lass es mich trotzdem erklären. Die Menschen sind und waren dumm, weil sie einfach nichts begreifen wollten. Verstehst du?« »Nicht wirklich.«

»Nimm den Mönch als Beispiel, John. Er ist nicht dumm gewesen. Er hat es geschafft, sich bei den Menschen einzuschleichen, und er hat sich geholt, was er brauchte. Sie haben viel zu spät bemerkt, wer sich bei ihnen eingenistet hat, und als sie es wussten, da taten sie genau das Falsche. Sie hätten ihn verbrennen sollen, aber sie verbannten ihn auf die Insel und mauerten ihn ein. So kann man einen wie ihn nicht für immer und ewig vernichten, John.«

Die Erklärung hatte mich misstrauisch werden lassen, aber die gesamte Wahrheit hatte ich noch nicht erfahren. Sie war mir mehr als wichtig, und deshalb fragte ich: »Wer ist es? Wer ist diese Person, die tatsächlich hinter dem Mönch steckt?«

»Kannst du es dir nicht denken?« »Ich will hier keine Ratespiele veranstalten.«

»Also gut, ich werde dich aufklären. Der Mönch ist in Wirklichkeit eine Kreatur der Finsternis!«

Ich sagte nichts. Ich schluckte nur. Verdammtd, das hätte ich mir auch denken können. Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, hätte ich sogar gelacht. Da hatten sich die normalen Mönche wirklich ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Ausgerechnet eine Kreatur der Finsternis, einen Uraltdämon, ein Wesen, das alles überlebt hatte und sich den Veränderungen der Welt hatte anpassen können.

Es waren die mit den zwei Gesichtern.

Zum einen das Echte, das Schreckliche und Grauenhafte. Gesichter wie Figuren aus einem Albtraum, die zwar geblieben waren, sich aber zurückgezogen hatten, und das aufgrund einer Anpassung und bestimmten Evolution. So konnten die Kreaturen von den normalen Menschen nicht mehr unterschieden werden, denn ihr echtes Gesicht hielten sie versteckt. Wenn sie wollten, kam es wieder zum Vorschein, und dann hatte ein normaler Mensch keine Chance.

Ich wusste nicht genau, was in der Vergangenheit alles passiert war, aber so einfach wie es sich die Mönche gedacht hatten, ließ sich eine Kreatur der Finsternis nicht vernichten.

Mit meinem Kreuz schaffte ich es, dann aber musste sie schon als solche vor mir stehen.

»Ist jetzt einiges klar, John?«

»Ja und nein.«

»Was willst du noch wissen?«

»Welche Rolle spielst du?«

Der Spuk lachte. Es hörte sich an wie das Kratzen eines schlecht eingestellten Radios. »Ich habe mir seine Seele geholt. Ich habe sie meinem Reich eingegliedert.«

»Doch nicht die Seele eines Toten.«

»Nein, das nicht. Er konnte nicht sterben. Zum mindest nicht auf die übliche Art und Weise. Ich bin dann gekommen und habe mit ihm verhandelt. Er wollte mir seine Seele überlassen, und du weißt selbst, dass ich scharf auf die Seelen der Dämonen bin, um mein Reich wachsen zu lassen. Es ist auch einer der Gründe, warum du noch am Leben bist, John. Denn du bist jemand, der mir immer wieder neuen Nachschub beschafft. Im Prinzip arbeitest du für mich.«

»Ich kann nichts daran ändern, dass du es so siehst. Aber ich will den Mörder-Mönch endgültig vernichten. Er hat drei Frauen getötet. Er machte dort weiter, wo er aufhörte. Eine Frau sah schrecklich aus. Ihr Gesicht bestand nur aus Würmern

und ...«

»Das war er, John!«

»Wie?«

»Der Mönch. Seine wahre Gestalt als Kreatur der Finsternis. Es gibt sie noch, John.

Sie ist nicht verfault, nicht verwest. Es gibt beides, seinen echten alten Körper und die abgetrennte Seele. Ich habe mir ein tolles Spiel einfallen lassen.«

»Super, gratuliere. Aber ich möchte dich noch an etwas erinnern, Spuk.«

»Ich höre dir zu.«

Er würde mir sicher zuhören. Aber ich wusste nicht, wie er auf meinen Vorschlag reagieren würde, den ich mir blitzschnell ausgedacht hatte.

»Wenn du dich mir gegenüber schon als dankbar einstufst, dann möchte ich auch Taten sehen. Du hast gesagt, dass der Körper noch existiert und die Seele ebenfalls. Sie kannst du gern behalten, mein Interesse gilt nur dem Körper der Kreatur der Finsternis. Gib ihn mir. Ich will ihn haben. Ich will ihn so sehen, wie ihn auch die Frauen gesehen haben, bevor sie starben. In all seiner Scheußlichkeit. In all seinem Schrecken. Das ist es, was ich von dir will.«

»Und dann willst du ihn vernichten?«

»Ja, es ist meine Aufgabe. Du kennst sie genau. Die Seele kannst du behalten, sie interessiert mich nicht. Aber ich möchte nicht, dass bei ihm Körper und Seele zusammenkommen und dabei erneut diese unheilige Allianz aus der Vergangenheit eingehen. Es ist mal wieder ein Kompromiss zwischen uns beiden, der ja auch nicht neu wäre.«

»Sehr schlau, Sinclair, wirklich.«

»Es würde mir entgegenkommen. Wer weiß, vielleicht kann ich mich revanchieren.«

Ich hatte wirklich alles auf eine Karte gesetzt. Die Kreaturen der Finsternis waren etwas Besonderes.

Man konnte sie als Startruppe des obersten Höllenherrschers Luzifer betrachten. Ebenfalls gefallene Engel, die in der damaligen Hierarchie nicht so hoch gestanden hatten, aber leider mächtig genug waren.

Der Spuk hatte bisher nicht viel mit ihnen zu tun gehabt. Da er aber nicht unbedingt ein Freund der Hölle und deren Freunde war, musste es für ihn schon etwas Besonderes gewesen sein, einen derartigen Dämon in seine Gewalt zu bekommen. Er tanzte nach seiner Pfeife wie die anderen Kreaturen nach der Hölle.

»Denk daran, dass ich vorhave, auch weiterhin zu leben, Spuk. Nur so kann ich dein Reich vergrößern.«

Ich hörte wieder das Lachen. »Du versuchst es immer wieder, nicht wahr? Klar, wie auch ich, Geisterjäger. Und irgendwie sind wir uns gleich, denke ich.«

»Wie hast du dich entschieden?«

»Ich werde dich aus meiner Welt entlassen.«

Die Antwort hatte mir nicht gepasst, aber ich konnte einfach nichts tun. Hier hatte der Spuk das Sagen. Hier war ich einfach hilflos. Dabei konnte ich froh sein, dass Silke von Weser mit dem Schrecken davongekommen war und nicht als Tote im Haus lag.

Ich hätte gern noch etwas gesagt, aber für den Spuk war ich nicht mehr wichtig. Es ging alles so schnell, aber auch so langsam, dass ich es mitbekam.

Ich wusste nur nicht, wer sich bewegte, die Dunkelheit oder ich. Wahrscheinlich beides, und sehr schnell veränderte sich auch die Temperatur um mich herum.

Zugleich verschwand die Schwärze.

Ich war wieder in meiner Welt. In der normalen. Im Garten des kleinen Friesenhauses.

Und ich stand nur zwei Schritte von der hockenden Statue des Mörder-Mönchs entfernt.

Doch dort hatte sich etwas verändert. Es gab keine Schwärze

mehr in dem offenen Oval. Dafür wurde es von unzähligen kleinen Würmern ausgefüllt ...

\*\*\*

Ich hätte jeden Menschen verstanden, der schreiend und voller Ekel zurückgewichen wäre. Ich tat es nicht und dachte daran, dass der Spuk sein Versprechen tatsächlich gehalten hatte. Da ich bei ihm für Nachschub sorgte, war ich ihm näher als die Kreatur der Finsternis, die während ihrer Gefangenschaft wieder zurück in ihren ursprünglichen Zustand gefallen war. So hatte sie mal vor Millionen von Jahren ausgesehen. Ein Körper, der aus einer kompakten Masse aus kleinen, schillernen und widerlichen Würmern bestanden hatte. Dabei brauchte er nicht einmal ein menschliches Aussehen gehabt zu haben. Die Kreaturen der Finsternis traten in allen möglichen Gestalten auf. Hier hatten sie die Figur des Mönchs ausgefüllt, und ich sah sogar, dass sie aus den Löchern der Kuttenärmel krochen. Ich würde sie vernichten!

Gegen den Spuk war mein Kreuz machtlos. Bei den Kreaturen der Finsternis verhielt sich das anders, denn es gab an den Enden die Insignien der vier Erzengel. Dort waren sichtbar die Anfangsbuchstaben eingraviert.

M für Michael!

G für Gabriel!

R für Raphael!

U für Uriel!

Hassgestalten für eine Kreatur der Finsternis. Und auch für dieses verdammte Wurmgebilde.

Ich blieb cool bis in die letzten Nervenfasern hinein. Ich hatte auch meine kleine Lampe wieder hervorgeholt. Der Strahl erwischte die Mitte des Ovals, und im hellen Licht sah ich die Würmer besonders gut. Sie hatten sich ineinander verschlungen. Ich sah weder Augen noch eine Nase noch einen Mund.

Aber in dieser Gestalt hatte die Kreatur der Finsternis auch drei Mal getötet, und das sollte nicht mehr vorkommen.

In der anderen Hand hielt ich das Kreuz.

Vier Erzengel, vier Buchstaben, und dazu ein Talisman, der mit der Macht des Lichts gefüllt war.

Es war nicht nötig, das Kreuz zu aktivieren. Ich merkte schon jetzt, wie es von einem Wärmestrom durchzuckt wurde - und plötzlich strahlten die Buchstaben auf.

Es blieb nicht nur beim Leuchten. Die Strahlen schossen nach vorn und geradewegs in das widerliche Gewürm hinein, das keine Chance hatte, zu überleben.

Im Nu stand es in Flammen. Ein ekliger Geruch breitete sich aus, als würde vor mir altes Fleisch verbrannt. Dabei waren es nur die Würmer, die vor meinen Augen verglühten und als Aschefetzen weggetrieben wurden.

So einfach kann das manchmal sein...

Mir ging es wieder gut, und ich war noch jetzt froh über die Kompromissbereitschaft des Spuks. Bei unserem nächsten Zusammentreffen konnte das allerdings wieder ganz anders aussehen.

»Dann haben Sie es wieder mal geschafft, John!«, hörte ich hinter mir Claas Claasens Stimme.

Ich drehte mich. Er stand zusammen mit Silke von Weser vor der Haustür und hatte einen Arm um die Schultern der Frau gelegt.

»Ja, aber fragen Sie mich nicht wie.«

»Dabei hat es so leicht und locker ausgesehen.«

»Stimmt, Claas, aber dann ist es meist am schwersten ...«

\*\*\*

Auch wenn ich mich zunächst zierte, aber ich nahm das Angebot des Hoteliers gern an und machte mich nicht schon am nächsten Tag auf den Weg nach Hause. Ich blieb noch eine

Nacht und erhielt auch eines von den neu gestalteten Zimmern.

Mit den deutschen Kollegen hatte ich noch einiges zu klären, aber den Abend musste ich mir einfach frei halten.

Claas hatte für bestimmte Personen eine Ecke in seiner Bar reserviert. Das Ehepaar Brass war dabei, auch Silke von Weser und natürlich ich. Hinter der Bar stand Claas Claasen, strahlte über beide Wangen und das Grinsen reichte von Ohr zu Ohr.

Von Andreas Brass hatte ich gehört, wie Silke von Wesers Entführung abgelaufen war. Ich wusste jetzt auch, dass er selbst versucht hatte, sie zu verhindern, was ihm leider nicht gelungen war.

»Vergessen wir das alles«, erklärte der Chef. »Trinken wir lieber etwas.«

»Immer noch gedreht?«, fragte ich.

»Genau.«

»Aber jetzt ist noch etwas hinzugekommen«, erklärte Andy Brass.

»Da bin ich gespannt.«

Er rückte näher an mich heran, um nicht so laut sprechen zu müssen. »Eine alte Pflaume.«

Ich hätte mich fast vor Lachen verschluckt, während Claasen hinter der Bar etwas rötlich anlief.

Aber da stand schon die alte Pflaume vor mir. Sie schimmerte in einem warmen Braun in einem großen Schwenker, und das Aroma, das meiner Nase entgegenströmte, war super.

Wir stießen an, und auch die Frauen machten mit. Ich war begeistert und sagte, als ich das Glas wieder zurückstellte: »Da beschwere sich noch mal jemand über alte Pflaumen.«

Später habe ich erfahren, dass das auf meinen Kommentar folgende Gelächter angeblich bis zur Keitumer Kirche durchgedrungen sein sollte. Aber das halte ich für ein Gerücht...

**ENDE**